1,20 DM / Band 16
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 9.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Mädchen von Atlantis





Das Mädchen von Atlantis

John Sinclair Nr. 16

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 15.08.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Mädchen von Atlantis

Die beiden Frauen trafen sich vor dem Fahrstuhl. »Jane! Leben Sie auch noch?« rief das blonde Girl mit der Lockenfrisur und den strahlend blauen Augen. »Das gibt es doch nicht. Ich dachte, Sie wären ausgezogen.«

Jane Collins lächelte. Auch sie war freudig überrascht. Sandra Moran gehörte zu den Menschen, mit denen Jane gern, zusammen war. Leider ließ es ihre Zeit nicht zu. Obwohl sie beide in einem Haus wohnten, hatten sie sich aus den Augen verloren. »Sandra!« Die blonde Detektivin reichte ihrer Nachbarin die Hand.

»Jetzt sagen Sie nicht, Sie haben keine Zeit!« Jane Collins schüttelte den Kopf. »An diesem Abend wollte ich in meiner Wohnung bleiben und mal ausspannen.«

»Dazu kommen Sie nicht mehr. Ich habe einen phantastischen französischen Sekt im Eisschrank. Erstklassig, sage ich Ihnen. Wir sollten die Flasche köpfen. Wenn das kein Grund ist.« Jane Collins war einverstanden.

Sandra zog die Fahrstuhltür auf. Sie lachte dabei und wiederholte mehrmals, wie sehr sie sich auf den Abend freue. Dabei ahnte sie nicht, daß sie nur noch eine halbe Stunde zu leben hatte!

Der Lift schoß die beiden Frauen hoch in die achte Etage. Jane Collins hatte soeben einen Fall erfolgreich abgeschlossen. Der Scheck über ein Honorar von tausend Pfund knisterte in ihrer Handtasche. Für zwei Tage Arbeit ein guter Lohn. Jane war in ihrem Beruf aber auch Spitzenklasse. Sie galt als beste Privatdetektivin Londons und war spezialisiert auf Fälle, die ein gewisses Fingerspitzengefühl verlangten. Ihre männlichen Kollegen gingen oft zu direkt vor und vergaßen manchmal die menschliche Komponente, die Jane Collins nie außer acht ließ. Von Sandra wußte sie, daß sie in einer Boutique als Erstverkäuferin arbeitete, gut verdiente und ein freies, ungebundenes Leben liebte. Sehr glücklich schien sie allerdings nicht darüber zu sein. Jane Collins war eine gute Menschenkennerin. Ihr entgingen nicht die tiefen Ringe unter Sandras Augen, die auch die Schminke nicht ganz verdecken konnte. Sandra schien entweder Sorgen oder schlaflose Nächte zu haben.

Auf jeden Fall spielte sie die Fröhliche. Lachend hielt sie der Detektivin die Lifttür auf.

»Kommen Sie, Jane, ich habe bereits einen trockenen Gaumen.« Sandra ging vor. Der glockig geschnittene bunte Rock wehte um ihre Beine. Die hohen Absätze ließen die Fußfesseln noch mehr in Erscheinung treten.

Sandra war ein gutaussehendes Mädchen. Es gab zahlreiche Männer, die sie gern zum Altar geführt hätten. Sie schloß ihre Wohnungstür auf. »Haben Sie auch solch einen Streß?«

»Es geht«, erwiderte Jane.

»Also bei mir…« Sie winkte ab. »Ich komme gar nicht zur Ruhe. Die Modemessen, das Aussuchen der Frühjahrskollektion, die Vorführungen…«

»Arbeiten Sie als Mannequin?«

Sandra öffnete die Tür. »Ja. Nebenbei, wissen Sie. Ich brauche den Laufsteg – aber jetzt kommen Sie erst einmal herein.« Sandra Moran besaß ein kleines, mit modernen Möbeln eingerichtetes Apartment. An den Wänden hingen Grafiken bekannter Künstler. Die schwarzen Sessel wirkten futuristisch, ebenso das Styling der Stereo-Anlage.

Sandra stellte sofort den Plattenspieler an. »Ich brauche Musik, wissen Sie.«

»Auch Amanda Lear?« fragte Jane.

»Ja. Irgendwie finde ich die irre. Sie nicht?« Sandra deutete auf die rotierende Scheibe. »Der Geschmack ist verschieden.«

Sandra lachte. »Wem sagen Sie das? Aber setzen Sie sich doch. Es ist egal, wohin. Und ich hole inzwischen den Sekt.« Sie verschwand in einer winzigen Küche.

Jane blickte nachdenklich zu Boden. Sandra kam ihr irgendwie seltsam vor, überdreht und gleichzeitig abgespannt. Hatte sie vielleicht Sorgen?

In der Küche knallte ein Sektkorken. Sekunden später war Sandra wieder zurück. Der Sekt quoll aus dem offenen Flaschenhals und rann an der Flasche herunter.

Doch Sandra strahlte. »Das muß so sein«, kommentierte sie, stellte die Flasche ab und holte aus einem kleinen Glasschrank zwei Gläser. Sie goß ein.

»Cheerio, Jane. Auf uns!«

Die beiden Frauen tranken. Der Sekt war wirklich ein Gedicht. Prickelnd lief er durch Janes Kehle. Er war nicht zu herb und auch nicht zu süß, hatte haargenau den Geschmack der beiden Frauen getroffen.

Jane Collins leerte die Hälfte ihres Glases. Sandra trank es ganz aus. Dann stellte sie das Glas auf den kleinen viereckigen Tisch, lehnte sich im Sessel zurück und ließ ihre Arme rechts und links der Lehnen herabhängen.

»Eigentlich können wir von Glück sagen, daß wir uns heute getroffen haben«, sagte sie.

»Wieso?«

Sie wandte den Kopf und lächelte Jane Collins an. »Morgen bin ich vielleicht schon in Frankreich, danach in Griechenland.« Auf Janes fragenden Blick fügte sie erklärend hinzu: »Wir starten eine Tournee. Unsere Truppe macht eine Vorführtour. Wir wissen nicht einmal genau, wohin. Es ist irre.«

»Und Ihr Job?«

Sandra winkte ab. »Was kümmert mich der! Ich habe mich solange freistellen lassen. Das geht alles. Man muß nur den richtigen Dreh finden.« Sie lachte. »Das Leben ist herrlich.«

Jane konnte ihr da nicht so recht zustimmen. Sie wollte auf keinen Fall mit Sandra Moran tauschen. Sandra goß nach. »Trinken Sie, Jane, trinken Sie. So jung kommen wir nicht mehr zusammen.«

Jane Collins lachte leise. »Sie tun ja gerade so, als sei dies ein Abschied für immer.«

»Wer weiß, Jane, wer weiß. Der Tod ist oft näher, als man denkt.

Haben Sie eigentlich Angst vor ihm?« Jane Collins wunderte sich über diesen plötzlichen Themenwechsel. Sandra fiel von einem Extrem ins andere.

»Ja«, erwiderte sie. »Ich habe Angst vor dem Tod.«

»Ich nicht. Und wissen Sie auch, warum?«

»Nein.«

»Ich werde weiterleben im Jenseits. Deshalb fürchte ich mich nicht. Der Tod hat für mich seine Schrecken verloren. Im Gegenteil, er ist sogar etwas Wunderbares.«

»Na, ich weiß nicht.« Jane blieb skeptisch. »Wahrscheinlich haben Sie zu viele Berichte von Totgeglaubten gelesen. Das ist heutzutage ja groß in Mode.«

Sandra schüttelte den Kopf und trank gleichzeitig. Dabei spritzte der Sekt aus dem Glas. Einige Perlen rannen an ihrem Kinn herab.

»Nein, Jane, das meine ich nicht. Ich spreche vom Leben als Untote. Von der Aufgabe, die ich zu erfüllen habe nach meinem offiziellen Erdenleben.«

In Jane Collins' Hirn schrillte eine Alarmglocke. Sie war zwar eine modern denkende junge Frau, die nichts so leicht erschüttern konnte. Doch sie hatte schon einige Abenteuer hinter sich, die manchen Menschen an seinem eigenen Verstand zweifeln ließen. Jane wußte, daß es Vampire, Werwölfe, Dämonen und Untote gab. Sie kannte den geheimnisvollen Voodoo-Zauber, wußte von schrecklichen Parallelwelten, die jenseits der unsrigen liegen, wo sich Dämonen und Geister zu einem finsteren Reigen vereinigen. Denn nicht zuletzt war Jane Collins mit einem Mann befreundet, den man den Geisterjäger nannte und der gegen die Mächte der Finsternis ankämpfte.

»Woher wissen Sie das alles, Sandra?« erkundigte sie sich. Sandras Stimme nahm einen verschwörerischen Ton an. »Weil ER es mir gesagt hat. Und ich glaube IHM.«

»Und wer ist dieser Geheimnisvolle?«

»Das kann ich nicht sagen. Aber wenn Sie ihn kennenlernen wollen, ich besuche Sie nach meinem Tod. Ich führe Sie…«

Sandra verstummte. Ihre Augen wurden plötzlich weit. Die Lippen begannen zu zittern. Die Finger, die das Sektglas hielten, griffen stärker zu.

Das Glas zerbrach. Splitter stachen in das Fleisch ihrer Hand. Blutstropfen quollen aus den kleinen Wunden. »Es – es ist soweit«, flüsterte Sandra. »Der Tod – er holt mich. Jetzt und hier…«

Jane Collins sprang auf, faßte Sandra an beiden Schultern und rüttelte sie durch. »Was ist mit Ihnen, Sandra? Reden Sie?«

»Der Tod…«, ächzte sie. »Der Schwarze Tod – damals, ich sehe es, die Insel. Untergang – Dämonen…« Sie stammelte wirres Zeug, brachte alles durcheinander und rutschte immer mehr in sich zusammen.

»Ich hole einen Arzt!« rief Jane. Sie wollte zum Telefon laufen, doch rasch wie eine zustoßende Klapperschlange griff Sandra Moran zu und packte Janes Arm.

»Nicht. Keinen Arzt. Er kann mir nicht helfen. Niemand kann mir helfen. Begreif das. ER ist stärker. ER holt mich. – Die Insel. Ich sehe sie. Strahlend hell. Meine Heimat ist Atlantis«, versuchte Sandra mit bebender Stimme zu erklären. Doch Jane hörte diese Worte nicht, sie hatte sich dem Telefon genähert. Krämpfe durchzuckten den Körper der jungen Frau. Wild schrie sie auf. Die blaß geschminkten Lippen öffneten sich, bildeten ein Oval. Ein schreckliches Stöhnen erfüllte den Raum. Plötzlich rann grüner Speichel aus ihrem Mund. Der Schwarze Tod! Ein Name war gefallen, der Jane eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Der Schwarze Tod. Inkarnation des Bösen und John Sinclairs Supergegner. Der Dämon, der in die Weltgeschichte eingegriffen hatte, der satanisch lächelnd Kriege vorbereitete und dessen gesamtes Streben auf totales Chaos und Vernichtung ausgerichtet war. Welche Teufelei hatte er sich nun wieder ausgedacht? Sandra Moran kämpfte noch immer. Ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrem Mund, ausgestoßen von einer Stimme, die nicht zu ihr zu gehören schien. Die Hände hatte sie um die Lehnen gekrallt. Weiß und spitz stachen die Knöchel hervor, wie bei eine: skelettierten Hand.

Noch einmal brüllte sie auf.

Dann fiel ihr Körper zusammen.

Sandra Moran war tot, das sah Jane Collins mit einem Blick.

Sekundenlang starrte sie die Leiche an. Dann griff sie zum Telefonhörer, um die Polizei zu verständigen.

***

Ich schaute auf die Tote und sah dann den Arzt an. »Tot«, diagnostizierte der Doc. »Einwandfrei Herzschlag. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Und der grüne Schaum auf den Lippen?« Der Arzt wischte sich über die Stirn. »Ich werde die Leiche obduzieren. Vielleicht finde ich dann eine Erklärung.« Der Arzt lächelte wissend. »Sinclair, ich kenne Sie. Sie vermuten wieder irgend einen Dämon oder was weiß ich hinter diesem Tod. Aber lassen Sie es sich gesagt sein, das war ein normaler Herzschlag.«

»Wobei das eine aber das andere nicht ausschließt«, gab ich zu bedenken.

Der Arzt knurrte etwas von rechthaberisch in seinen nicht vorhandenen Bart und wühlte in seiner Tasche herum. Die Untersuchungen waren abgeschlossen. Zwei Helfer legten die Tote in eine flache Wanne aus Kunststoff. Der Deckel wurde geschlossen. Die

Männer in grauen Kitteln hoben die Wanne hoch und trugen die Leiche aus dem Zimmer.

Ich fing Janes Blick auf. Die Detektivin hatte mich gerufen. Vom Büro aus war ich geradewegs zu ihr gefahren, um mir die Tote anzusehen. Jane hatte mir auch in Stichworten berichtet, was ihr Sandra vor ihrem Tod noch bruchstückhaft mitgeteilt hatte. Ich war nicht der gleichen Überzeugung wie der gute Doc. Schließlich hatte Sandra einen Namen erwähnt, der selbst für mich wie ein Alptraum war. Der Schwarze Tod!

Plante dieser Superdämon wieder einen neuen Anschlag? Hatte er bereits seine Fühler ausgestreckt? Für mich war klar, daß ich am Ball bleiben würde.

Jane Collins nickte mir zu. Ich verstand den Wink. Der Doc sprach mich an. »Soll ich Ihnen eine Kopie des Obduktionsberichtes zuschicken, Sinclair?«

»Ich bitte darum.«

»Okay.«

Meinen Trench hängte ich über den Arm, verabschiedete mich und verließ mit Jane Collins die Wohnung der Toten. Wir mußten zwei Etagen höher fahren. Für den Lift eine Sache von Sekunden. Im Fahrstuhl sprachen wir nicht miteinander. Von der Seite her blickte ich Jane Collins an. Sie sah wieder einmal phantastisch aus. Locker fiel das blonde Haar auf die Schultern. Sie war dezent geschminkt, und die Farbe von Lippenstift und Fingernägel war haargenau aufeinander abgestimmt. Jane trug rote Stiefel, einen bunt bedruckten Rock und eine weit geschnittene moderne Jacke. Ihre Handtasche sah aus wie eine umgedrehte Fleischwurst. Sie war mal wieder neu.

In der Wohnung erhielt ich einen Whisky. Jane nahm einen Martini und stippte eine Olive hinein.

»Und nun, großer Geisterjäger«, sagte sie und ließ sich in einen Sessel fallen. »Wie siehst du die Lage?«

Ich stand neben der Stereo-Anlage und schaute aus dem Fenster. »Sie hat dir gesagt, daß sie zurückkehren will?«

»Ja.«

»Dann sollte man die Leiche überwachen.«

»Wer? Du?«

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich kann nicht meine ganze Arbeit ruhen lassen.«

»Willst du Leute abstellen lassen?«

Ich drehte mich um und lachte. »Das bekomme ich nie durch. Außerdem besteht kein begründeter Verdacht.«

»Für dich schon.«

»Sicher, aber mach das mal den anderen klar.«

»Herrjeh«, rief Jane Collins. »Wann endlich werden die Leute mal

vernünftig? Du hast doch oft genug bewiesen, daß es Dinge gibt, die mit normalen Maßstäben gar nicht zu messen sind. Irgendjemand muß doch mal wach geworden sein.«

»Du vergißt, daß all die Fälle nicht groß publiziert worden sind. Die Berichte liegen in den sicheren Archiven des Yard. Nein, Jane, wir müssen wieder allein arbeiten.«

»Ich wüßte schon jemanden für den Job«, sagte sie.

Mein Lächeln bewies ihr, daß wir den gleichen Gedanken hatten. »Suko?«

Jane nickte.

Ich blies den Atem aus. »Der wird sich freuen. Mein lieber Mann. Eine Leiche zu überwachen ist auch nicht das Wahre.«

»Er kann sich ja mit Bill Conolly ablösen.«

»Und Sheila?«

»Sorry, hatte ich ganz vergessen. Sie bekommt ja bald ihr Baby.« Jane trank ihr Glas leer. »Auf jeden Fall bin ich mit von der Partie. Aber wo sollen wir eigentlich einhaken? Sandra sprach von einer Mode-Tournee.«

»Weißt du, wer sie leitet?«

»Das hat sie mir nicht gesagt, ist aber leicht festzustellen.«

Der Meinung war ich auch.

»Diese Aufgabe kann ich übernehmen«, schlug Jane Collins vor. »Ich gehe gleich los.« Jane erhob sich. »Tut mir leid, daß der Abend so enden musste.«

»Was nicht ist, können wir ja nachholen.«

Jane hauchte mir einen Kuß auf die Lippen. »Und wie?«

Kinder, mir wurde ganz anders. Doch ich riß mich zusammen.

Dachte daran, daß Dienst Dienst ist und Schnaps Schnaps.

»Bist du heute abend zu Hause?«

»Ja, du kannst anrufen, Jane.«

»Okay.« Die Detektivin nahm ihre Handtasche. Wir verließen die Wohnung und fuhren gemeinsam nach unten. Zwei ältere Frauen befanden sich ebenfalls im Lift. Sie redeten nur von der Toten. Es schien sich schnell herumgesprochen zu haben.

Auf der Straße verabschiedeten wir uns.

»Bis bald«, sagte Jane.

Ich sah ihr nach, wie sie in ihren Wagen stieg, und ahnte dabei nicht, daß Jane Collins in eine Falle lief…

***

Frankfurt!

Die Hochzeit war ein rauschendes Fest. Das Ballerlebnis des Jahres. Es war wie ein Traum, wie im Märchen. Schließlich kommt es nicht jeden Tag vor, daß ein echter Graf ein Mannequin ehelicht.

Roland von Rodeneck war blaublütig.

Und seine Frau Karin hatte als Mannequin gearbeitet. Sie feierten mit ihren Gästen in einem Frankfurter Nobelhotel. Je näher Mitternacht heranrückte, um so mehr stieg die Stimmung. Der Champagner floß in Strömen. Immer wieder ließen die Freunde des Paares die Hochzeiter hochleben. Walzermelodien schwangen durch den Raum. Karin lag leicht wie eine Feder in den Armen ihres Mannes. Sie strahlte. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich das Glück wider, das sie empfand.

Und auch Roland von Rodeneck war zufrieden. Hatte er es doch gegen die Widerstände seiner Familie geschafft, Karin Schneider zu heiraten. Jetzt hieß sie Karin von Rodeneck. Wie sich das anhörte!

Karin selbst konnte es noch gar nicht begreifen. Jeder wollte mit ihr tanzen. Vor allen Dingen Rolands Freunde aus dem Golfclub. Sie rissen sich um einen Tanz. Der junge Bräutigam stimmte lachend zu. Mit dem Champagnerkelch in der Hand beobachtete er seine Frau. Sie trug ein phantastisches Hochzeitskleid aus weißer Spitze. Der weit geschnittene Rock schwang bis hoch zu den Waden, wenn sie sich im Walzer drehte. Das naturrote Haar hatte sie zu einer Lockenfrisur aufgedreht. Der Schleier wurde durch ein kostbares Diadem gehalten.

Sie war eine schöne Braut. Es gab niemanden, der anderer Meinung war. Und Roland war stolz. Noch eine Viertelstunde bis Mitternacht. Dann wurde der Schleier zerrissen, dann war der große Tag vorbei. Sie würden mit dem Lift in ihr gemeinsames Zimmer fahren, die Nacht dort verbringen und am nächsten Morgen nach Venedig reisen, um dort die Flitterwochen zu verleben. So sah das Programm aus. Edler von Rodeneck, Rolands Vater, trat an die Seite seines Sohnes. Auch er hielt ein Champagnerglas in der Hand. Der maßgeschneiderte Smoking saß wie angegossen. Am Ringfinger der linken Hand blitzte ein hochkarätiger Diamant. Vater und Sohn sahen sich sehr ähnlich. Beide hatten sie die hohe Stirn, das wellige Haar – bei dem Jüngeren blond, bei dem Älteren weiß –, und beide hatten sie auch das eckige, etwas vorspringende Kinn. Die Rodenecks waren Weinhändler. Sie besaßen einige Dutzend Weinberge, und ihre Getränke waren berühmt wegen ihrer Fruchtigkeit und ihres Preises. Ja, keine Flasche mit Originalabfüllung kostete unter zehn DM. Dafür konnte der Käufer jedoch sicher sein, nichts Gepanschtes zu trinken.

»Wie geht es dir, Roland?« Der alte Graf legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter.

»Wie dir bei deiner Hochzeit.« Edler von Rodeneck lachte. »Dann müßtest du aber in Stimmung sein.«

»Bin ich auch.«

»Ich freue mich für dich mit, mein Junge. Ich hoffe, du wirst mit Karin glücklich.«

»Darauf kannst du dich verlassen, Dad.« Roland nannte seinen Vater

immer Dad. Eine Angewohnheit aus der Studentenzeit. Er hatte mal zwei Semester in Oxford studiert.

»Außerdem versteht Karin etwas vom Weingeschäft. Ich habe ihr viel beigebracht. Ihr macht es Freude. Du wirst sehen, sie geht in den Weinberg und packt mit an.« Er lächelte etwas verächtlich. »Nicht so wie diese Adelsfräulein, die nur schön aussehen können.«

»Verzeih ihnen«, sagte Edler von Rodeneck. »Sie interessieren mich gar nicht.«

Karin hatte ihren Tanz beendet. Mit hochrotem Kopf lief sie auf die beiden Männer zu und ließ sich in Rolands Arme fallen. »Mein Gott«, japste sie, »war das anstrengend.«

»Dagegen hilft Champagner«, schlug ihr der Schwiegervater vor. Er winkte einen Ober herbei. Der Mann kam sofort. Sein Tablett war gefüllt.

Edler von Rodeneck reichte Karin eins der Gläser. »Trink das, Mädchen. Es tut dir gut.«

Karin nickte. Dann leerte sie das Glas mit einem Zug. »Ich bin ja so glücklich«, flüsterte sie und schmiegte sich gegen ihren frisch gebackenen Ehemann.

Lächelnd beobachtete der Graf die Szene. Seine Augen schimmerten feucht. Er wurde an seine eigene Hochzeit erinnert. Und er dachte auch daran, daß er seit drei Jahren Witwer war. Noch fünf Minuten bis Mitternacht.

Die Kapelle setzte aus. Die nächsten Minuten sollten der Besinnung dienen. Erst um Punkt Mitternacht würde der Schleier fallen.

Die Paare gingen wieder an ihre Plätze.

Roland von Rodeneck saß mit seiner Frau in der Mitte der festlich geschmückten Tafel. Im Hintergrund des Raumes waren dienstbare Geister dabei, ein kaltes Büfett aufzubauen. Roland legte seinen Arm um Karins Schulter. »Glücklich?« fragte er.

Sie nickte. Ihr Kopf war hochrot. »Sehr.« Die letzten Minuten vergingen. Ein Tusch. Mitternacht.

Klatschen. Ein Sessel wurde in die Mitte der Tanzfläche gestellt. Die Kapelle spielte das alte Lied. »Wir binden Dir den Jungfernkranz.« Es war wie in einem schönen Traum. Arm in Arm schritt das Paar auf die Tanzfläche zu. Die Brautführer erhoben sich ebenfalls von ihren Plätzen.

Gespannte Erwartung Fürsorglich rückte Roland von Rodeneck seiner jungen Frau den Stuhl zurecht.

Karin wollte sich setzen, doch mitten in der Bewegung hielt sie inne. Ihr Gesicht verzerrte sich. Die Hand fuhr hoch, umkrallte den Hals. Sie wankte zurück. Ein, zwei Schritte.

Karin stieß gegen den Stuhl. Er fiel um. Die Musik verstummte. Stille trat ein. Deshalb klang Rolands Stimme doppelt laut. »Karin, mein

Gott, was ist mit dir…?«

»Aaaahhh…« Ein schreckliches Ächzen drang aus ihrem Mund. Wie erstarrt blieben die Menschen stehen.

Jemand schrie: »Einen Arzt, rasch!«

Die Stimme kippte über. »Er kommt. Der Schwarze Tod – ich – ich wußte es. Es ist soweit. Atlantis – ich – komme…«

Jeder Gast hörte die Worte, die so klangen, als würden sie von einer Fremden gesprochen.

An den Schultern hielt Roland von Rodeneck seine Frau gepackt, Er sah in ihr leichenblasses Gesicht, in die weit aufgerissenen Augen und entdeckte auch den Schweiß auf ihrer Stirn. »Tot…«, flüsterte sie. »Ich – ich – sterbe…«

»Neiinnn…!« Rolands Stimme überschlug sich. Eine nie gekannte Angst hielt sein Herz umkrallt. Mit brutaler Deutlichkeit erkannte er das Grausame dieser Situation.

Eine Stimme hinter ihm. »Ich bin Arzt. Rasch, lassen Sie mich. Vielleicht…«

Roland schüttelte den Kopf. Dann flüsterte er: »Zu spät, Doktor. Sie ist tot. Tot – tot…!« Die letzten beiden Worte brüllte er hinaus, während die Tränen wie Sturzbäche aus seinen Augen schossen und über das Gesicht liefen. Roland von Rodeneck war erst einen halben Tag verheiratet und schon Witwer…

***

Die Künstler-Agentur lag in der Bond Street. Die Adresse hatte Jane Collins von der Boutique-Besitzerin erfahren, bei der Sandra Moran gearbeitet hatte. Der Leiter der Künstler-Agentur hieß Azarin.

Ein seltsamer, exotisch klingender Name. Jane war auf den Mann regelrecht gespannt.

In der Bond Street herrschte zu dieser frühen Abendstunde noch ein reger Betrieb. Londons große Einkaufsstraße wurde von zahlreichen Touristen bevölkert, die in den Geschäften ihr Geld los wurden. Die deutsche Sprache war am meisten vertreten.

Das Haus, in dem die Agentur lag, erinnerte Jane an Paris. Es war alt, dazu mit viel Stuck überladen und hatte in der ersten sowie in der zweiten Etage zwei große Erker. Sie hatten große Fenster, hinter denen jedoch keine Gardinen hingen. Die Detektivin nahm an, daß sich in der ersten oder zweiten Etage die Agentur befinden mußte.

Sie war in der ersten. Jane las es auf einem Messingschild, das an der Hauswand angebracht war.

Zur Tür führten drei Steinstufen hoch.

Jane fand eine Klingel unter einem zweiten kleineren Schild und drückte den Knopf.

Sofort wurde geöffnet.

Die Detektivin lehnte sich gegen die Tür und betrat einen dunklen Hausflur, in dem das Gitter eines altersschwachen Fahrstuhls im Hintergrund schimmerte.

Es gab auch eine Treppe. Sie erschien Jane Collins sicherer als der Fahrstuhl.

Jane stieg die Stufen hoch. Auf der ersten Etage gab es nur eine Wohnung. Sie wurde von der Künstler-Agentur eingenommen.

Eine Tür, eingelassen in eine Glasfront, die von Wand zu Wand reichte, wurde geöffnet.

Jane Collins stand einer Frau gegenüber.

Und was für einer.

Keinem Weib, von dem ein Mann träumen konnte. Eher das Gegenteil war der Fall. Sie war klein, trug das schwarze Haar sehr kurz, hatte ein ebenso dunkles sackartiges Kleid an mit einem ovalen Ausschnitt und trug hochhackige Pumps. Um ihren faltigen Hals hing eine Perlenkette. Sie war echt, das sah Jane sofort. Die Farbe des Gesichts erinnerte Jane Collins an eine Leiche. So bleich und blutleer. Die Haut war faltig, der Mund zu grell geschminkt. Dabei wirkten die Lippen wie eine klaffende Wunde. »Sie wünschen?«

Jane lächelte. Dann sagte sie mit honigsüßer Stimme. »Es geht um Miss Moran. Sie kannten sie doch – oder?«

»Kann sein.« Die Augen der Frau verengten sich. »Sie ist tot.«

»Und?«

»Mein Name ist Jane Collins. Ich bin Privatdetektivin und außerdem eine Bekannte der Toten. Darf ich eintreten?«

Die Frau zögerte. Dann sagte sie: »Gut, Miss Collins, treten Sie näher.«

»Darf ich Ihren Namen erfahren?«

Die Frau ließ Jane vorbeigehen, »Ich bin Marga.« Einen Nachnamen gab sie nicht an.

Jane betrat einen langen Flur. Keine Scheinwerfer, keine Helligkeit. Nur an der Decke brannte eine trübe Funzel. Vom Flur zweigten mehrere Türen ab.

Marga führte die Detektivin auf die letzte Tür zu. Sie befand sich am Kopfende des Flures und war schwarz gestrichen. »Treten Sie ein.«

Jane betrat einen fast kahlen Raum. Leere Wände, keine Möbel, nur ein Laufsteg, der das große Zimmer teilte. Durch die Fenster fiel das Licht einer Reklame. Es malte jedesmal zuckende Kringel auf den Fußboden. »Was kann ich für Sie tun, Miss Collins?«

»Kurz bevor sie starb, erzählte mir Sandra, daß Sie auf eine Tournee mit den Mädchen gehen würden. Stimmt das?«

»Ja. Ich wüßte allerdings nicht, was das mit ihrem Ableben zu tun hat.«

Und jetzt bluffte Jane. »Sie hat mir noch mehr erzählt…«

»So? Was denn?«

»Können Sie sich das nicht denken, Marga? Es fiel zum Beispiel der Begriff der Schwarze Tod.«

Die Frau hob ihre mageren Schultern. »Damit kann ich nichts anfangen«, erwiderte sie.

»Das war aber nicht alles. Sandra sagte zum Beispiel, daß sie nach ihrem Tod auferstehen würde. Als lebende Leiche.«

Marga lachte auf. Es klang verdammt unecht. »Spinnereien einer Sterbenden, mehr nicht. Haben Sie sonst noch etwas auf dem Herzen, Miss Collins?«

»Ja. Ich hätte gern Mr. Azarin gesprochen.«

»Er ist nicht da.«

»Wirklich nicht?«

»Mißtrauen Sie meiner Antwort?«

Jane Collins lächelte. »Wenn ich ehrlich sein soll – ja.«

»Bitte verlassen Sie das Haus!« forderte Marga.

Jane blieb und fragte weiter. »Wo soll die Tournee denn hingehen? Ich meine, Sie haben sicherlich noch andere Mädchen unter Vertrag. Kann ich eines von ihnen sprechen?«

»Nein.« Demonstrativ ging Marga zur Tür und hielt sie auf. »Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen, Miss Collins. Ich weiß nicht, welchen Verdacht Sie gegen mich hegen, doch solange Sie mir nichts beweisen können, haben Sie hier nichts zu suchen.«

Jane lächelte. »Regen Sie sich nicht auf, ich verschwinde schon. Bestellen Sie Mr. Azarin einen schönen Gruß.« Jane Collins betrat den Gang.

Und da spürte sie die Gefahr. Etwas hatte sich in der Wohnung verändert. Sie sah zwar keine Personen – der Flur lag nach wie vor leer vor ihr, und doch merkte sie den Hauch des Bösen, der unsichtbar in der Luft schwebte. Sie blieb stehen, wandte sich um.

Im Türrechteck stand Marga. Sie hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt, und Jane glaubte ein wissendes Lächeln in ihren Mundwinkeln zu sehen.

Die Detektivin ging weiter. Sie näherte sich bereits dem Ausgang, als sie hinter sich das Knarren einer Tür vernahm. Eiskalt rieselte es Jane den Rücken hinunter. Eine Stimme. Leise, akzentuiert und unheimlich. »Ich hörte, Sie wollen mich sprechen, Miss…«

Geh! warnte Jane eine innere Stimme. Geh sofort, oder die Falle schnappt zu!

Doch Jane Collins reagierte gegen die Warnung. Sie wandte sich um und erwiderte: »Ja, ich wollte mit Ihnen reden, Mr. Azarin. So heißen Sie doch – oder?«

Der Mann nickte, und Jane Collins hatte Zeit, ihn genauer zu betrachten.

Er war kein Europäer. Seine Wiege mußte irgendwo in der Levante gestanden haben, aber auch das Blut eines Inders floß durch seine Adern. Der Mann strahlte etwas Geheimnisvolles, Rätselhaftes aus. Vielleicht waren es aber auch die Augen, die Jane in ihren Bann zogen und sie schaudern ließen. Azarin trug einen dunklen Anzug, dazu ein helles Hemd und eine sorgfältig gebundene Krawatte. Das schwarze Haar lag wellig auf seinem Kopf, das schmale Gesicht hatte etwas Asketisches. Eine Kerbe spaltete das Kinn wie mit einem Messer gezogen.

»Aber treten Sie doch ein, Miss Collins.« Azarin gab die Tür frei. »Entschuldigen Sie bitte, daß Marga etwas unhöflich war. Wir werden zu oft von jungen Mädchen belästigt, die immer nur das eine wollen: Karriere machen. Aber Sie sehen mir nicht danach aus, und außerdem sind Sie ja eine Detektivin.«

Die letzten Worte klangen spöttisch. Jane entging dieser Unterton nicht. Sie betrat ein komfortables Zimmer, das sie in diesem Haus nicht vermutet hätte. Wenigstens nicht von der Einrichtung her. Polstermöbel. Wuchtig und bequem. Ein kristallener Lüster hing an der Decke. Stofftapeten bedeckten die Wände. Sie paßten farblich zu dem Teppichboden und zu den Sitzmöbeln. Vor dem Fenster hing ein Store. Jane schloß daraus, daß der Raum nicht zur Straße hin lag.

»Nehmen Sie doch Platz, Miss Collins«, sagte Azarin. Jane setzte sich. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Nein, danke.«

Azarin blieb stehen. »Ich habe Teile Ihrer Unterhaltung gehört, Miss Collins. Daher weiß ich Ihren Namen. Sie sind also wegen Sandra Moran hier, wenn ich mich nicht irre.«

»Sie irren sich nicht. Sandra ist tot.«

»Ich weiß. Es mußte auch so sein. Und nicht nur sie ist tot. Auch andere junge Frauen und Mädchen.«

Janes innere Alarmglocke schrillte. Wenn dieser Azarin so offen sprach, dann hatte er etwas mit der Sache zu tun.

»Sie haben ja gesehen, wie Sandra starb«, sagte Azarin. »Und ich kann Ihnen auch den Grund nennen, das Motiv des Todes.«

»Da bin ich gespannt.«

»Ihr Blut war schuld. Das Blut einer alten Rasse. Das der Atlanter.«

»Was?« Jane Collins riß die Augen auf. »Sie sprechen von dem angeblich versunkenen Kontinent Atlantis?«

»Nicht von dem angeblich versunkenen, sondern von dem versunkenen«, korrigierte sie der Mann. »Diese Mädchen sind Nachfahren des einst so stolzen Volkes, und sie haben in der heutigen Zeit eine besondere Aufgabe zu erfüllen.«

»Welche?«

»Dieses Geheimnis werde ich nicht lüften, aber Sie werden es selbst

erleben. Ich nehme Sie mit, Miss Collins.«

»Darf man fragen wohin?«

»Weit weg von hier.«

Jane runzelte die Stirn. »Das ist mir zu ungenau, Mr. Azarin.« Gleichzeitig näherte sich ihre Hand der Waffe, die Jane in der Handtasche versteckt hielt. Sie wußte von der Gefahr, in der sie auf einmal schwebte. Dieser Azarin war nicht umsonst so gesprächig.

»Wir sind fast am Ziel«, sprach Azarin weiter. »Zwei Tage noch müssen wir warten, dann endlich ist es soweit. Wir haben unseren Plan sehr lange vorbereitet und lassen ihn uns jetzt nicht mehr stören. Auch nicht durch Sie, Miss Collins. Ihre Hände können Sie ruhig von der Tasche lassen. Ehe Sie Ihre Waffe herausholen können, wird Marga schießen. Und Sie wollen doch noch leben?«

Steif blieb Jane Collins sitzen und blickte dabei in Azarins lächelndes Gesicht. »Ich bluffe nicht«, sagte der Mann.

Langsam wandte die Detektivin den Kopf. In der offenen Tür stand Marga.

Und sie hielt eine Pistole in der Hand. Eine 08. Ihre Hand zitterte nicht. Die Mündung der Pistole zeigte auf Janes Kopf.

»Marga kann mit der Waffe umgehen«, erklärte Azarin. »Machen Sie sich also keine falschen Hoffnungen, und jetzt stehen Sie auf, Miss Collins, und gehen Sie zur Tür! Aber hübsch vorsichtig. Ihre Handtasche können Sie übrigens liegenlassen.«

Jane erhob sich. Die Tasche ließ sie zu Boden rutschen. Azarin nahm sie rasch an sich und warf sie in eine Ecke des Raumes. Marga trat zur Seite. Sie hielt genau die Entfernung ein, die nötig war, damit Jane keinen plötzlichen Angriff starten konnte. Das Weib mußte vor der blonden Detektivin einen höllischen Respekt haben.

Jane Collins wurde hinaus in den Flur dirigiert. In ihrem Kopf wirbelten Gedanken und Vermutungen durcheinander. Sie versuchte aus den Andeutungen Azarins herauszufinden, was der Mann wirklich wollte.

Der Name eines versunkenen Kontinents war gefallen. Aber auch Sandra hatte kurz vor ihrem Tod diesen Namen genannt. Atlantis! Was verband Azarin und Sandra mit diesem versunkenen Erdteil?

Das Blut? Waren sie tatsächlich Träger einer längst vergessenen, untergegangenen Rasse? Hatten sie jetzt vor, sich zu sammeln, um zu versuchen, ein neues Volk zu bilden?

Das alles erschien Jane Collins sehr utopisch. Sie überlegte, was sie über den versunkenen Kontinent wußte. Eigentlich nicht viel. Die heutige Wissenschaft war sich nicht einmal einig, wo Atlant! eigentlich gelegen hatte. Die einen vermuteten es im Mittelmeer, die anderen wiederum zwischen Amerika und dem afrikanischen Kontinent. Doch das war im Augenblick sekundär. Jane wußte jedoch,

daß es bereits damals im alten Atlantis Schwarze Magie gegeben haben mußte. Man huldigte Dämonen und Geistern, und da auch der Schwarze Tod irgendwie im Hintergrund stand, konnte sich Jane vorstellen, daß er bereits in Atlantis seine Hände mit im Spiel gehabt hatte. Ja, Jane Collins dachte sogar noch weiter. Konnte es nicht sogar möglich sein, daß sich der Schwarze Tod verantwortlich für den Untergang eines Volkes zeigte? War er derjenige, der Atlantis au: dem Gewissen hatte?

Die Detektivin erschauerte bei diesem Gedanken. Plötzlich boten sich ihr völlig neue Perspektiven. Sie ahnte, daß die jetzige Welt vor großen Veränderungen stand.

Die Warnungen ihres Freundes John Sinclair kamen ihr wieder in den Sinn. Dämonen und Schreckenswesen waren dabei, die Welt zu unterjochen. Hielt Jane Collins durch Zufall vielleicht den Anfang des Fadens in der Hand? Wenn ja – und alles sah danach aus –, durfte sie nicht zögern, ihre ganze Energie in die Waagschale zu werfen. Ihr eigenes Leben galt es zu retten!

Sie mußte jetzt aus dieser verdammten Rattenfalle entkommen, mußte Marga angreifen und sie überwältigen. Sonst war es aus. Vor der Ausgangstür blieb Jane Collins stehen. »Öffnen!« hörte sie Margas Stimme.

Jane legte ihre Hand auf das kühle Metall der Klinke. Drückte sie nach unten. »Mach schon!«

Aus den Augenwinkeln sah Jane, daß Marga einen Schritt näher getreten war. Ihre Gesichtsmuskeln zuckten, der Mund war nur noch ein Strich.

Aber ruhig lag die Waffe in ihrer Rechten. Jane nickte. »Okay, Marga. Regen Sie sich nur nicht auf. Es geht alles klar.«

Jane zog die Tür auf und trat dabei etwas zurück. Jetzt mußte Marga näher an die Detektivin heran, um ihr auf den Fersen zu bleiben.

Das war der kritische Punkt. Marga näherte sich.

Und Jane handelte. Ihr rechtes Bein schnellte in die Höhe. Marga sah nur einen huschenden Schatten, schrie auf und drückte ab. Noch im selben Sekundenbruchteil wirbelte Janes Fußspitze gegen den Lauf der 08.

Das Blei pfiff in die Decke, riß dort ein faustgroßes Loch und ließ hellen Staub dem Boden entgegenrieseln. Einen zweiten Schuß konnte Marga nicht mehr abgeben. Da war Jane Collins bei ihr. Ihre rechte Handkante schnitt durch die Luft, prallte gegen Margas Waffengelenk und schleuderte ihr die 08 aus den Fingern. Mit einem Tritt fegte Jane der Frau die Beine weg. Marga fiel. Doch genau auf die Waffe. Pech für die blonde Frau. Und dann war Azarin da.

Jane hörte seine Schritte, zuckte zurück, wollte sich noch zur Seite werfen, doch da sah sie die Faust schon riesengroß vor ihrem Gesicht

auftauchen, und im nächsten Moment explodierte ein Hammer an ihrem Kinn und zerriß jäh den Faden des Bewußtseins.

Jane Collins wurde zu Boden geschleudert. Sie bekam nicht mehr mit, was in den nächsten Minuten geschah, wurde erst wieder wach, als sie auf dem Boden des altersschwachen Aufzugs lag.

Blinzelnd öffnete sie die Augen. Sie hatte das Gefühl, ihr Gesicht wäre auf das Doppelte angeschwollen. Dicht vor sich sah sie die scharfgebügelten Hosenbeine des Mannes, und sie hörte seine Stimme. »Zieh die Tür zu!«

Sie quietschte in den Angeln, dann knallte sie hart ins Schloß.

»Dieses Biest!« zischte Marga. »Sie hätte es beinahe noch geschafft.«

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst achtgeben.« Azarin drückte auf einen Knopf, und der alte Aufzug setzte sich ratternd und rumpelnd in Bewegung. Jane fühlte sich wieder einigermaßen klar im Kopf. Denken konnte sie, und sie fragte sich, wie die beiden es anstellen wollten, sie aus dem Haus zu schaffen. Aufgegeben hatte die Detektivin noch längst nicht. Fäuste rissen sie hoch. Jane blickte in Azarins Gesicht. Und in seine Augen, die sie an dunkle Kohlenschächte erinnerten.

»Mach dir keine Hoffnungen, wir schaffen dich!« zischte er. Er drückte Jane Collins mit dem Rücken gegen das Fahrstuhlgitter.

Die Detektivin presste die Lippen zusammen. Dann flüsterte sie: »Egal, was geschieht, Ihr Plan wir nicht funktionieren, Azarin. Das sage ich Ihnen.«

Der Mann lachte nur. Und Marga sagte: »Hau ihr doch was aufs Maul!«

Das tat Azarin nicht. Langsam sank der Fahrstuhl nach unten. Jane hatte das Gefühl, als würde er jeden Moment auseinanderbrechen. Parterre!

Der Fahrstuhl ratterte weiter. In den Keller. Jane ahnte, daß die beiden Verbrecher gar nicht vorhatten, sie aus dem Haus zu schaffen. Wahrscheinlich würden sie sie in irgend ein Verlies stecken.

Sie täuschte sich nicht, denn Azarins Erklärung folgte Sekunden später.

»Sie werden noch das Vergnügen haben, für einige Zeit unser Gast zu bleiben. Es müssen alle Voraussetzungen erfüllt sein, erst dann können wir uns unserer eigentlichen Aufgabe zuwenden.« Der Fahrstuhl ratterte bis in den Keller hinunter. Ruckartig stoppte er dann.

Azarin packte Janes Arm und bog ihn zurück. »Geh schon vor, Marga«, befahl er, »und mach Licht.«

Marga gehorchte. Im Dunkeln öffnete sie die Fahrstuhltür. Jane hörte wieder, wie die Tür in den rostigen Angeln quietschte. Wenig später glühte eine trübe Deckenbeleuchtung auf. Jane befand sich nun in einem breiten Kellergang, dessen dicke Mauern vor Feuchtigkeit

glänzten. Bei genauerem Hinsehen erkannte die Detektivin den Schimmel, der zwischen den Mauerritzen nistete.

Azarin schob Jane aus dem Fahrstuhl. Nach wie vor hielt er ihr Handgelenk umklammert. Es war der berühmtberüchtigte Polizeigriff, aus dem es so gut wie kein Entkommen gab. Sie gingen bis zum Ende des Kellerflures. Dort hatte Marga schon eine Tür aufgeschlossen, die zu Janes Gefängnis führte. Die Tür war, im Gegensatz zu dem Keller, ziemlich modern. Harter Stahl machte sie ausbruchsicher. Jane nahm an, daß die Tür nachträglich eingebaut worden war. Die Frau hatte das Licht in dem Kellerverlies eingeschaltet. Es war etwas heller als das in dem Gang. Ein schmaler Streifen fiel nach draußen.

Hart stieß Azarin die blonde Detektivin in den Kellerraum und knallte sofort die Tür hinter ihr zu. Ein Schlüssel wurde im Schloß gedreht.

Doch das hörte Jane nicht bewußt. Ihre Aufmerksamkeit wurde von vier weißen Särgen gefesselt, die an der gegenüberliegenden Wand nebeneinander standen. Die Särge waren offen, und nur drei von ihnen leer. In dem vierten lag eine Leiche. Ein junges Mädchen!

Jane Collins trat langsam an den Sarg heran. Die Hände zitterten, ihr Herz hämmerte. Sie wollte sich die Tote ansehen, beugte sich über den Sarg Sie sah in ein blasses Gesicht mit einer durchscheinenden Haut. Die Augen waren starr, weit geöffnet und etwas verdreht. Die Schönheit des jungen Mädchens blieb selbst noch im Tod erhalten, und auch das einfache Leichenhemd konnte an diesem Zustand nichts ändern.

Gehörte sie ebenfalls zu der Gruppe um Sandra Moran? Aber Sandra hatte gesagt, sie würde nach ihrem Tod zurückkehren. Doch dieses Mädchen hier…

Jane kam nicht mehr dazu, den Gedanken zu Ende zu führen. Plötzlich hob die Tote ihren Arm, und im nächsten Augenblick umfaßten eiskalte Finger Jane Collins' Handgelenk…

***

Ich bremste. Schon in der nächsten Sekunde sprangen Suko und ich aus dem Bentley.

Nach Mitternacht hatte das Leben und Treiben auf der Bond Street seinen Höhepunkt bereits überschritten. Vor den exquisiten, teuren Modegeschäften brannten nur noch die Reklamen. Scherengitter versperrten Eingänge und Fenster. Wenige Menschen flanierten auf den Bürgersteigen. Zumeist Pärchen, die sich trotz der späten Stunde noch die Auslagen der Geschäfte ansahen.

Langsam rollte ein Streifenwagen durch die Bond Street, die den Stadtteil Mayfair an der nördlichen Seite begrenzt. Suko und ich liefen auf das Haus mit den beiden vorspringenden Erkern zu.

Ich war in großer Sorge um Jane Collins. Sie hatte nicht, wie versprochen, angerufen. In ihrer Wohnung war sie auch nicht, und so blieb mir nur noch eine Alternative. Ich mußte bei dieser Agentur nachforschen. Den Namen herauszufinden hatte mich nur einen Anruf gekostet.

Ich hielt Ausschau nach Janes altem VW. Der Wagen mußte auffallen. Er sah immer aus, als würde er gerade seine letzte Fahrt antreten. Auf den Müll. Doch das war Täuschung. Unter der Haube steckte ein starker Motor, und auch sonst war der Käfer so umgebaut, daß er bei hohen Geschwindigkeiten gut mithielt.

»Ihren Wagen sehe ich nicht«, sagte Suko. Er hatte den gleichen Gedanken gehabt.

»Vielleicht steht er in einer ganz anderen Gegend.«

Suko grinste. »Du hast dich aber auf die Agentur versteift, wie?«

Ich hob die Schultern.

Auf einem Messingschild las ich, in welcher Etage sich die Agentur befand. Ich klingelte. Nichts rührte sich.

»Keiner da«, kommentierte Suko. Er stand im Hauseingang und beobachtete die Straße. Ich gab nicht auf und versuchte es ein zweitesmal. Und tatsächlich, es wurde geöffnet.

»Komm«, rief ich Suko zu und lehnte mich gegen die Tür.

Wir betraten einen düsteren Flur und fanden erst einmal keinen Lichtschalter. Suko drehte dann nach einigen Sekunden den Schalter herum. Sehr viel heller wurde es nicht.

»In dem Fahrstuhl komme ich mir vor wie in einer Zelle«, flüsterte mein chinesischer Partner. »Nehmen wir die Treppe.«

»Okay.«

Ich ging vor. So sah ich auch als erster die Frau, die uns erwartete. Sie war vom Äußeren her nicht gerade eine Person, die einen Mann erfreuen konnte. Sie hatte wohl schon geschlafen, das ließ sich an ihrem Gesichtsausdruck ablesen. Ein ehemals roter Morgenmantel umwickelte ihren mageren Körper. Die Lippen wirkten verkniffen, und die Mundwinkel waren nach unten gezogen.

Kaum daß sie uns sah, ging es schon los. »Sind Sie wahnsinnig, hier mitten in der Nacht einzudringen und mich aus dem Bett zu klingeln?« Ihre schrille Stimme hallte durch das Treppenhaus und tat in meinen Ohren weh.

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, zückte ich meinen Ausweis und hielt ihn so, daß die Frau ihn lesen konnte. Sie beugte ihren Kopf vor wie ein Geier beim Fraß. »Polizei?«

»Ja. Dürfen wir eintreten?«

Sie zuckte erschreckt zurück. »Wüßte nicht, was Sie bei mir zu suchen haben.«

»Das möchte ich Ihnen gern in der Wohnung sagen. Braucht ja nicht

jeder mitzuhören.«

Sie blieb hart. »Ich habe keine Geheimnisse.« Da wir keinen Durchsuchungsbefehl hatten, konnte ich nichts machen. Wir stellten unsere Fragen im Treppenhaus. Dabei erlebten wir die Frau in ihrem Element. Sie redete und sagte trotzdem nichts von Bedeutung. Hinterher waren wir ebenso schlau wie zuvor. Und von einer Jane Collins hatte die Frau nie etwas gehört. Das sagte sie uns jedenfalls. Unverrichteter Dinge zogen wir wieder ab. Hinter uns knallte die Frau ihre Wohnungstür ins Schloß.

»Und jetzt?« fragte Suko. »Willst du die Wohnung durchsuchen?«

Ich lachte hart. »Wollen schon. Aber es liegen keine vernünftigen Verdachtsmomente vor. Zeig mir den Richter, der mir einer Schein gibt.«

»Wie sieht es denn mit einem Notfall aus?«

»Ist es wirklich einer?« Suko hob die Schultern.

»Für mich schon.« Ich klopfte meinem Freund auf die Schulter. »Laß gut sein. Ich gebe eine Vermißtenmeldung auf und leite eine stille Fahndung nach Jane ein.«

Wir hatten die Haustür erreicht und gingen nach draußen. Die kühle Luft tat nach dem muffigen Trepperhausgeruch direkt wohl.

»Wie ist das eigentlich mit der Wache?« fragte Suko. »Hast du den Plan aufgegeben?«

»Nein.«

»Dann soll ich mich also ab morgen abend vor die komische Leichenhalle stellen?«

»Ist doch mal was anderes.«

»Na, du hast Humor. Aber mit mir kannst du es ja machen. Ich muß gestehen, ich glaube nicht daran, daß Sandra wieder lebendig wird. Sie ist doch tot. Der Arzt hat Herzversagen festgestellt. Eindeutig.«

»Dir brauche ich doch nicht zu sagen, was es nicht alles gibt.«

Ich schloß die Wagentür auf.

»Okay, okay, ich bin dabei.«

»Brav«, lobte ich ihn.

Wir fuhren zum Yard-Gebäude. Trotz der Nachtstunde brannte noch hinter zahlreichen Fenstern Licht. Bei Scotland Yard wurde auch in der Nacht gearbeitet.

Die Fahndungsabteilung war ebenfalls besetzt. Ich trug dem Kollegen meinen Wunsch vor. Ein Foto von Jane hatte ich bei mir. Es wurde vervielfältigt und dann an alle Polizisten verteilt.

»Die Fahndung läuft aber erst zu Beginn der Morgenschicht an«, erklärte mir mein Kollege.

»Ist klar. Gute Nacht. Oder vielmehr guten Morgen.«

Der Kollege grinste. »Sie haben es gut«, meinte er.

Ich zeigte die Zähne. »Ja«, erwiderte ich. »Jedem das, was ihm

zusteht.«

Wenig später lenkte ich den silbermetallicfarbenen Bentley auf meine Wohnung zu. Ein paar Stunden Schlaf wollte ich noch mit nehmen. Wer wußte, was die Zukunft alles brachte…

***

Jane Collins schrie auf. Sie wollte zurückweichen, doch die Finger umklammerten ihr Gelenk nur noch stärker.

»Warum denn so eilig?« flüsterte die Tote.

Langsam erhob sie sich aus ihrem Sarg. Es sah so makaber aus, wie sie aus ihrer Totenkiste stieg, Jane Collins dabei nicht losließ und sie nur anstarrte.

»Gehörst du auch zu uns?« fragte sie.

Die Detektivin schüttelte den Kopf.

Die Tote zog Jane an sich umarmte sie. Sie schien Janes Antwort überhaupt nicht verstanden zu haben. Die Detektivin spürte den eiskalten Körper, unter dessen Haut kein Herz schlug.

»Azarin wird auch dich willkommen heißen«, flüsterte die Stimme dicht an Janes Ohr. »Wir werden alle zurückkehren in unser Reich.«

Jane Collins mußte sich überwinden, um selbst eine Frage zu stellen. »Was ist unser Reich?«

Die Tote schob Jane von sich. »Du weißt es nicht?«

Jane trat einen Schritt zurück. »Man – man hat es mir nicht gesagt«, log sie. »Ich würde es schon durch dich erfahren, teilte mir Marga mit. Du wärst…«

»Ja, das stimmt. Wie heißt du eigentlich?«

»Ich bin Jane.«

»Du kommst hier aus London?«

Die Detektivin nickte. Sie hatte ihren ersten Horror überwunden und sich entschlossen, auf das Spiel einzugehen. Nur so konnte sie etwas erfahren und auch richtig handeln.

»Ich heiße Karin und komme aus Deutschland. Der Ruf hat mich während meiner Hochzeitsfeier erreicht. Plötzlich kochte mein Blut. Ich merkte, daß es soweit war, daß die Ahnen mich jetzt zurückhaben wollten. Der Tod war schlimm. Es wurde mir immer kälter, alles verschwamm vor meinen Augen, aber ganz in der Ferne sah ich plötzlich ein Land, wie es schöner nicht sein kann. Die Menschen trugen kostbare Gewänder, sie waren glücklich. Atlantis, wir kommen – aber dann…« Karin stockte.

Jane hakte sofort nach. »Was war dann? Erzähl es!«

Die blassen Lippen bewegten sich kaum, als das Mädchen antwortete. »Plötzlich gab es nur den Tod, das Chaos und das Grauen. Ich sah das Feuer, die explodierenden Vulkane, die heiße Lava und das Wasser, das riesige, alles verschlingende Meer, das über die Insel herfiel wie

ein Raubtier. Und dann sah ich noch etwas. Es war grauenhaft. Der Dämon lachte – er freute sich. Es war der, vor dem sich alle fürchteten. Es war der Schwarze Tod! Er hat Atlantis dem Untergang entgegen geführt. Er und seine Vasallen haben die Menschen beherrscht.« Sie schwieg, hatte die Hände ineinander verkrampft.

»Was war noch? Was hast du noch gesehen?«

»Nichts. Dunkelheit. Ende…« Die Tote senkte den Kopf. »Doch der Fluch ist da«, flüsterte sie.

»Welcher Fluch?«

Karin von Rodeneck schwieg. Sie sprach kein Wort mehr über ihre Erfahrungen.

Jane Collins zeigte auf die weißen Särge. »Was geschieht jetzt mit uns?«

»Wir werden weggebracht.«

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber es gibt eine Insel, auf der man uns erwartet. Von dort aus wird die Auferstehung einer alten Rasse vorbereitet. Atlantis ist untergegangen, aber nicht verloren. Wenn die Zeit reif ist und die Kräfte des Bösen sich konzentrieren, werden die Atlanter auferstehen und wie damals über die Welt regieren. Denn sie sind die Könige der Menschen.«

»Und der Schwarze Tod?« fragte Jane. »Wird sein Werk endgültig vollenden!«

***

Ich weiß nicht, ob Sie schlafen können, wenn einer ihrer Freunde in Lebensgefahr schwebt. Ich für meinen Teil kann es nicht. Ich lag im Bett und wälzte mich von einer Seite auf die andere. Es war klar, daß etwas auf uns zukam, aber ich wußte nicht, von welcher Seite Gefahr drohte. Der Schwarze Tod!

Sandra hatte seinen Namen erwähnt. Und immer, wenn der Begriff auftauchte, wurde ich hellhörig.

Der Schwarze Tod war die Reinkarnation des Schreckens. Kein Dämon konnte so schlimm sein wie er. Schon immer hatte ich mich gefragt, woher dieser Dämon eigentlich stammte. Meiner Meinung nach war er so alt wie die Erde. Schon immer gab es Gut und Böse, hatten Licht und Dunkel gegeneinander gekämpft. Einmal war das Gute Sieger geblieben, dann wieder das Böse. Doch zu einer echten Entscheidung war es nie gekommen.

Irgendwann fiel ich in einen unruhigen Schlummer. Als dann pünktlich um sieben Uhr der Wecker summte, da glaubte ich, erst wenige Minuten geschlafen zu haben.

Ich stellte den Wecker ab, ging zum Fenster und zog die Vorhänge beiseite.

Am Himmel stand eine blasse Aprilsonne. Im Westen ballten sich schon dicke, dunkelgraue Wolkenberge zusammen, die der Wind vor sich her trieb. Es würde Schnee geben, wie in den vorherigen Tagen. Kurze, weiße Schauer, die mit großer Heftigkeit über London niedergingen und im Nu Straßen und Häuser mit einem weißen Teppich bedeckten, der jedoch rasch wieder wegtaute.

Der Winter holte zu einem letzten Schlag aus. Wie der Schwarze Tod.

Ich ging unter die Dusche. Wechselbäder trieben mir die größte Müdigkeit aus den Knochen. In ein Badetuch gewickelt, betrat ich die kleine Küche und brühte mir Kaffee auf. Während er durch die Maschine lief, rasierte ich mich und schlüpfte in die Kleidung.

Das Frühstück wollte mir nicht so recht schmecken. Kein Wunder bei dem, was hinter mir lag. Ich packte das schmutzige Geschirr in die Spülmaschine und fuhr mit dem Lift in die Tiefgarage, wo mein Bentley parkte.

Zwei Hausbewohner begegneten mir unterwegs. Sie grüßten freundlich. Die Menschen hatten sicherlich gut geschlafen. Sie ahnten nichts von der Gefahr, die sich wieder einmal zusammenbraute.

Der Bentley sprang sofort an. Auf ihn konnte ich mich hundertprozentig verlassen. Er wurde auch laufend durchgecheckt. Durch den Morgenverkehr wühlte ich mich in Richtung Scotland Yard.

Glenda Perkins, meine Sekretärin, empfing mich mit einem strahlenden Lächeln.

Die schwarzhaarige Glenda empfand für mich mehr als nur Sympathie. Und auch ich mußte sagen, daß sie ein Girl war, nach dem sich mancher Mann die Finger leckte. Mit ihrer Klassefigur und der strammen Oberweite hätte sie so manchen Filmstar ausgestochen.

»Der Kaffee ist schon fertig«, sagte sie.

Ich blieb neben ihrem Schreibtisch stehen und lächelte. »Sie sind ein Schatz, Glenda. Übrigens, benutzen Sie ein neues Parfüm?«

Sie wurde etwas rot. »Was Sie nicht alles merken!«

»Bei schönen Frauen merke ich mir eben jede Kleinigkeit.« Mit diesen Worten ging ich auf mein Büro zu. Ich ahnte, daß ihr Herz jetzt kräftiger schlug.

Auf meinem Schreibtisch lagen bereits die Berichte über die Verbrechen, die in der vergangenen Nacht passiert waren. Ich las sie durch. Diese morgendliche Pflicht hatte jeder Kollege zu erfüllen. Schon oft hatte es Parallelen zu einem Fall gegeben, an dem man selbst arbeitete und der so gelöst werden konnte. Doch in der vergangenen Nacht war nichts passiert, was mich in meinen Ermittlungen weitergebracht hätte. Glenda brachte den Kaffee. Sie trug an diesem Morgen eine hellblaue Hose, dazu eine passende Bluse mit einem Bolero darüber. An der Bluse hatte sie die obersten drei Knöpfe geöffnet. Das war modern, wie ich wußte.

Als sie den Kaffee hinstellte, beugte sie sich so über den Schreibtisch, daß mein Blick zwangsläufig in den Ausschnitt fallen mußte. Und was ich da kurz sah, war nicht von schlechten Eltern.

»Mit zwei Stück Zucker, wie Sie es gewünscht haben, Mr. Sinclair«, sagte sie.

Ich riß mich von dem Anblick los, nickte lobend und fragte: »Ist der Alte im Haus?«

»Ja.«

»Okay, dann werde ich gleich mal zu ihm gehen. Wie ist seine Laune?«

»Nicht besonders. Das Wetter, wissen Sie…«

»Verstehe schon.«

Glenda ging wieder. Natürlich nicht, ohne ihren rasanten Hüftschwung demonstriert zu haben. Teufel auch, die Kleine konnte einen Mann schon schwach machen. Ich riß mich zusammen. Liebe im Büro ist ein Spiel mit dem Feuer.

Ich wollte mich sicherheitshalber bei Superintendent Powell, meinem Chef, anmelden. Aber ich kam nicht dazu, weil sich Quälgeist Nummer eins, das Telefon, meldete.

»Ein Gespräch aus Deutschland«, sagte das Girl von der Vermittlung.

Ich runzelte die Stirn. Germany? Wer rief mich denn von dort an? Ich kannte eigentlich nur einen Deutschen, der mich hin und wieder im Büro anrief, Kommissar Mallmann. Er war es tatsächlich.

»Hallo, John, du alter Geisterfresser!« rief er. Seine Stimme klang so klar, als würde er direkt neben mir stehen.

»Will! Was treibt dich denn zu solch einer frühen Stunde aus dem Bett? Ich dachte immer, deutsche Beamte schliefen länger?«

»Hast du eine Ahnung. Wir sind die einzigen, die noch richtig arbeiten.«

»Dann paß nur auf, daß du ein Rundschreiben nicht zu schnell liest, mein Lieber.«

»Wieso?«

»Ich kannte einen, der hat dabei einen Kreislaufkollaps erlitten«, erwiderte ich lachend.

Will Mallmann lachte auch, doch wurde er sehr schnell ernst. »Leider rufe ich dich nicht zum Vergnügen an, John. Es geht um einen heißen Fall.«

»Erzähle.«

»In einer Boulevardzeitung stand zu lesen, daß aus einer Leichenhalle im Frankfurter Raum eine Tote verschwunden ist. Einfach so. Und ein von den Reportern interviewter Friedhofswärter schwört Stein und Bein, daß er mit eigenen Augen die Tote habe weggehen sehen. Der Mann ist zuverlässig, wie mir scheint. Ich habe ihn selbst angerufen. Du weißt ja, John, seit ich dich kenne, ist mir nichts Menschliches

mehr fremd. Es ist durchaus möglich, daß wir es mit einer lebenden Leiche zu tun haben, so wie ich die Sache sehe.«

Ich war sofort hellhörig geworden. »Gib mir den Namen der Person.«

»Karin Schneider.« Mallmann räusperte sich. »Nein, John, sie hat ja geheiratet. Sie heißt jetzt Karin von Rodeneck. Sie hatte sie einen Adligen an Land gezogen.«

»Hat man die Tote inzwischen schon gesehen?« fragte ich. »Keine Spur von ihr.«

»Das ist seltsam.«

»Wieso?« Will Mallmann mußte wohl an meinem Tonfall gehört haben, daß dieser Fall mich brennend interessierte. Ich weihte meinen Bekannten ein. Auf Mallmann konnte man sich hundertprozentig verlassen. Ich wußte, daß er alles für sich behalten würde und kein Wort von ihm an die Öffentlichkeit drang.

»Na, das ist ein Ding«, sagte er beinahe ehrfürchtig. »Dann könnte es durchaus sein, daß dein Fall und der Vorgang hier in Deutschland miteinander zusammenhängen.«

»Genau, Will. Suko behält bereits die Leichenhalle im Auge. Wenn diese Sandra tatsächlich als lebende Tote die Gegend unsicher machen will, dann haben wir sie schnell.«

»Ich wünsche dir auf jeden Fall viel Glück dabei«, sagte Mallmann. »John, halte mich auf dem laufenden.«

»Mach ich, Will. Sonst noch etwas?«

»Ja. Stell dir vor, ich habe mir einen neuen Wagen bestellt. Einen Manta. Silbergrau, ein Geschoß, sage ich dir. Über hundert PS nach der alten Maßeinheit.«

»Ich dachte immer, du wolltest dir einen Porsche kaufen?«

Mallmann lachte. »Aber nicht bei meinem Gehalt.« Er klopfte auf den Hörer. »So, ich mache Schluß, sonst springen mir die Steuerzahler an die Gurgel.«

»Vielen Dank für die Information«, rief ich. »Bis demnächst.«

»Okay, John. Ciao.«

Ich legte auf. Das war in der Tat eine Überraschung, was Mallmann mir da mitgeteilt hatte. Sollte es zwischen dem Fall in London und dem in Old Germany einen Zusammenhang geben? War das in Deutschland schon eingetreten, worauf wir hier noch warteten? Möglich. Leider hatten die deutschen Kollegen die Spur dieser Karin nicht mehr gefunden. Niemand wußte also, wo sie sich versteckt hielt. Um so wichtiger war es, daß Suko die Leichenhalle, in der Sandra aufbewahrt wurde, im Auge behielt.

Ich rief meinen chinesischen Partner sofort an. Da er ab heute abend Wache schieben mußte, lag er sicherlich noch im Bett, um vorzuschlafen. Darauf konnte ich leider keine Rücksicht nehmen. Suko meldete sich nach dem zweiten Klingeln. Seine Stimme klang frisch

und ausgeruht. Was mich überraschte.

»Ich dachte, du liegst lang«, sagte ich.

»Warum?«

»Wegen heute abend.«

»Das machen wir doch mit der linken Hand. Was gibt's denn, John?«

Ich berichtete ihm. Und jetzt war Suko überrascht. »Mist«, erwiderte er, »ich wollte dir die Idee mit der Wache schon ausreden. Aber so…«

»Okay, dann bereite dich auf alles vor.«

»Hast du schon eine Spur von Jane?« wollte er wissen.

»Nein.«

»O verdammt.«

»Ich bleibe aber am Ball.«

Wir unterbrachen die Verbindung. Dann rief ich bei Superintendent Powell an.

Mein Chef war sauer. »Mit wem haben Sie denn so lange geredet?« knurrte er.

»Mit einer meiner zahllosen Verehrerinnen«, antwortete ich. »Dann kommen Sie mal zu mir.«

Zwei Minuten später war ich bei Powell. Er zog ein griesgrämiges Gesicht und sah aus wie ein magenkranker Pavian.

»Es ist wieder einiges im Busch, wie ich hörte!« begann er.

Ich pflanzte mich auf einen Besucherstuhl und spulte meinen Bericht ab. Powell hörte mir aufmerksam zu. Hin und wieder trank er einen Schluck von seinem Magenwasser und kaute auf einer Tablette. Dann hielt er Jane Collins Foto hoch. »Das ist auf Ihrem Mist gewachsen, Sinclair?«

»Ja, Sir!«

Powell rieb sich das Gesicht. »Okay, wenn Sie die Großfahndung für richtig gehalten haben, stimme ich Ihnen zu. Welche Verbindungen sehen Sie zwischen Deutschland und London?« Powell drückte sich ein wenig seltsam aus, aber ich verstand, was er meinte.

»Es ist wohl so, daß gewisse Personen sterben, dann durch Schwarze Magie wiederauferstehen, um anschließend einem Treffpunkt zuzustreben. Deshalb lasse ich Suko ja Wache schieben. Diese Sandra ist die einzige Spur, die wir im Augenblick haben.«

»Wollen Sie nicht noch einmal bei der Agentur nachhaken?«

»Die Verdachtsmomente reichen nicht aus, Sir.«

Das sah Powell ein. Auch er wußte von dem Schwarzen Tod. Ihm war bekannt, wie gefährlich dieser Dämon zuschlagen konnte.

»Wenn wir nur wüßten, was der Schwarze Tod wieder vorhat«, murmelte Powell.

»Ich werde es schon herausfinden«, entgegnete ich optimistisch.

»Dann halten Sie mich auf dem laufenden, John.« Powell blickte auf seine Uhr. »Ich muß zu einer Besprechung in den kleinen

Konferenzraum. Sollte irgend etwas Unvorhergesehenes geschehen, dann rufen Sie mich dort an.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Ich ging zurück in mein Büro, pflanzte mich hinter den Schreibtisch und verfiel ins Grübeln.

Es sah im Augenblick mies für uns aus. Das zuzugeben fiel mir gar nicht schwer. Ich konnte nichts tun. Nur hinter dem Schreibtisch hocken und warten.

Mit jeder Minute, die verging, steigerte sich die Angst um Jane Collins…

***

Irgendwann in der Nacht betrat Marga das Kellerverlies. Jane kauerte auf dem Boden. Als die Tür aufging, schreckte sie hoch. Marga trug ein Tablett mit Essen. Aus einer offenen Schüssel dampfte es. Daneben stand ein Becher mit Kaffee. »Damit du uns nicht verhungerst«, sagte sie und stellte das Tablett zu Boden.

Ehe Jane reagieren konnte, war Marga schon wieder verschwunden. Für die Detektivin ging es zu schnell. Sie war nicht dazu gekommen, Marga zu überwältigen und dann abzuhauen.

Karin lag wieder im Sarg. Sie hielt die Augen geschlossen und die Hände vor der Brust gefaltet. Kein Atemzug unterbrach die Stille. Die Untote bot einen makabren Anblick. Jane Collins nahm das Tablett auf. Sie überlegte, ob sie etwas essen sollte, doch dann siegte ihr Verstand. Was nutzte es ihr, wenn sie in diesem Verlies dahinvegetierte und ihre Kräfte immer mehr abnahmen? Gift hatte man ihr wohl nicht in das Essen getan. Dieser Azarin wollte sie lebend. Hinter ihr richtete sich die Untote auf. »Du ißt?« fragte sie mit schwacher Stimme.

Jane hatte das Tablett auf die Knie gestellt und blickte Karin an. »Ja, warum nicht?«

»Schon gut.«

Jane hob den Deckel ab. In der Schüssel befand sich irgend ein Eintopf. Der Löffel steckte. Jane probierte und fand, daß das Essen nicht schlecht schmeckte. Vielleicht trieb es auch nur der Hunger hinein. Das heiße Getränk wärmte sie von innen. Selten hatte Jane ein Schluck Kaffee so gut getan. Die Detektivin hatte sich mit ihrer Situation abgefunden, so gut es ging. Sie hoffte immer noch auf John Sinclair, der ja ihre Spur finden mußte. Außerdem hatte Azarin nicht vor, so rasch aus dem Haus zu verschwinden. Er wartete noch auf drei weitere Mädchen. Und das erste kam. Es war in den frühen Morgenstunden, als Jane Collins draußen auf dem Gang Schritte hörte. Den Geräuschen nach zu urteilen waren es mindestens zwei Personen, die sich ihrem Gefängnis näherten.

Die Tür wurde aufgeschlossen und schwang im nächsten Moment nach innen.

Auch Karin hatte sich aufgerichtet. Wie bei Jane Collins war ihr Blick ebenfalls auf die Tür gerichtet. Herein trat ein schwarzhaariges Mädchen. Jane brauchte nur in die Augen des Girls zu sehen, um zu wissen, daß sie ebenfalls eine Untote vor sich hatte. Der Blick war leer und stumpf, das Girl schien seine Umgebung kaum wahrzunehmen. Wahrscheinlich war es erst vor kurzer Zeit aus dem Todesschlaf erwacht.

Hinter dem Mädchen standen Marga und Azarin. Um Azarins Lippen spielte ein triumphierendes Lächeln.

»Fehlen nur noch zwei«, sagte er. »Bald ist das Ziel erreicht.«

Jane sah sich die Untote genau an. Sie war kleiner als die Detektivin, hatte lackschwarzes Haar, eine knabenhafte Figur und ein hübsches Puppengesicht. Ihr langes Leinenhemd hatte einen gelblichen Schimmer.

»Das ist Franca Corelli«, stellte Azarin die Untote vor. »Sie kommt aus Italien zu uns und hat den langen Weg ebenso wie Karin ohne Schwierigkeiten gefunden.«

Jane Collins fragte sich, wie die Untoten dies in ihrem Zustand geschafft hatten.

Karin ging auf Franca zu und umarmte sie. »Willkommen bei uns«, sagte sie. »Das Blut der alten Rasse fließt in deinen Adern. Atlantis wird uns gehören. Du bist dem Lockruf gefolgt.« Sie lösten sich voneinander und gingen zu den Särgen.

»Der ist für dich«, sagte Karin und wies auf den Sarg, der ganz links stand. »Leg dich hinein und ruh dich aus.«

Franca stieg in die Totenkiste. Sie hatte noch kein Wort gesprochen, sondern legte sich sofort auf den Rücken, kreuzte die Hände und starrte die Decke an.

Jane hatte langsam das Gefühl, verrückt zu werden. Sie sah sich den Untoten allein gegenüber, das ging über ihre Nervenkraft.

Azarin merkte, was los war, und lächelte. »Sie sind auch bald an der Reihe, Miss Collins.«

Er war wieder zu einer distanzierten Anrede zurückgekehrt.

»Und was wird mit mir geschehen?« erkundigte sie sich.

Azarin gab keine Antwort. Dafür kicherte Marga. »Soll ich es ihr sagen?«

»Nein, noch nicht.«

Marga hielt die 08 in der Hand. So ganz traute sie Jane Collins nicht. »Es wird mir ein Vergnügen sein, mit ansehen zu können, wenn du stirbst!« zischte sie. »Und auch die Polizei kann dir nicht helfen. Es war einer bei mir. Du kennst ihn gut. Er heißt Sinclair. John Sinclair. Er ahnte wohl, daß du bei mir gewesen bist, konnte es aber nicht

beweisen. Unverrichteter Dinge mißte er wieder abziehen. So geht es im Leben. Und jetzt rechne dir mal selbst deine Chancen aus, Jane Collins.«

Ein winziger Hoffnungsfunke flammte in Jane auf. Wenn John tatsächlich diese obskure Agentur aufgesucht hatte, dann hatte er auch Verdacht geschöpft. Und wie sie den Geisterjäger kannte, würde er nicht lockerlassen.

»Schluß jetzt mit dem Gerede!« befahl Azarin. »Wir warten noch auf die beiden anderen, und dann geht es ab.« Ohne Jane noch einen Blick zu gönnen, machte er auf dem Absatz kehrt und verließ das Keller-Gefängnis.

Marga folgte ihm rückwärts gehend. Nach wie vor bedrohte sie mit der Waffe die blonde Detektivin.

Dumpf fiel die Eisentür ins Schloß.

Jane war wieder mit den beiden Untoten allein.

Die nächsten Worte trafen sie hart. »Du bist unsere Feindin!« schrie Karin von Rodeneck. »Ich habe es genau gehört. Du bist eine Gegnerin der alten Rasse. Töten, ich sollte dich töten!«

Ehe sich Jane versah, sprang Karin auf die Detektivin zu. Sie wollte ihr die Finger ins Gesicht stoßen.

Jane bückte sich, unterlief den Stoß, drehte sich dabei, packte die zurückschnellenden Hände und schleuderte die Untote über sich hinweg. Karin krachte zu Boden.

Blitzschnell stand Jane neben ihr, den Fuß zu einem Karatetritt bereit, doch die Untote machte keinerlei Anstalten, abermals anzugreifen.

Teuflisch grinsend blickte sie Jane Collins von unten her an. »Du«, knurrte sie, »du kommst auch noch an die Reihe. Verlaß dich darauf. Dann wird der Schwarze Tod dich fressen…«

***

Es war regelrechtes Horror-Wetter. Der Frühjahrswind trieb dicke Wolkenberge vor sich her und rüttelte an den Zweigen der Trauerweiden. Er bog sie dem Boden entgegen, fegte mit ihnen über den Kies der Wege und schüttelte sie dann wieder zur Seite. Schneeregen fegte schräg auf die Erde hernieder, prasselte auf Grabsteine, klatschte auf feuchtes, schweres Erdreich und trommelte gegen Fenster und Türen der kleinen Leichenhalle. Im Schutz dieser Halle lauerte Suko. Er war mit seinem Motorrad hergekommen, einer Harley Davidson, und trug daher wetterfeste Lederkleidung, einen Helm und eine Brille vor den Augen. Er hatte die Maschine aufgebockt und sie so hingestellt, daß sie nicht gesehen werden konnte. Aber wer ging um diese Zeit und bei dem Wetter schon auf einen Friedhof? Selbst der Totengräber hatte sich in sein Haus weitab des Friedhofs

verzogen und hockte dort hinter dem warmen Ofen.

Suko war sauer. Er sah aber ein, daß es keine andere Möglichkeit gab. Wenn sie am Ball bleiben wollten, mußte die Tote überwacht werden.

Sollte sie tatsächlich wieder ins Leben zurückkehren, so hatte Suko vor, ihr zu folgen. Er wollte sie auf keinen Fall angreifen und zurückhalten.

Kontakt mit mir hielt er durch ein leistungsstarkes Funkgerät. Ein Walkie-talkie, wie es im Fachjargon heißt.

Ich hockte in meinem Büro und war startbereit für eventuelle Einsätze. Für mich war es am besten, erst einmal im Yard-Gebäude zu bleiben. Falls man doch eine Spur von Jane Collins fand, erfuhr ich es so auf die schnellste Weise. In einer wahren Sintflut rauschte der Regen auf die Erde nieder. Trotz der schützenden Kleidung liefen Suko die Tropfen in den Nacken und rieselten kalt den Rücken hinunter. Er hatte sein Helmvisier hochgeschoben. Sein Gesicht war klatschnaß. Das Rauschen des Regens erstickte jeden anderen Laut. Suko mußte sich stark konzentrieren, um überhaupt etwas zu hören.

Die Fenster der Leichenhalle waren schmal und ziemlich hoch. Oben liefen sie spitz zu, bildeten so ein kleines Dach. Suko hatte zwei Steine herbeigeschleppt und sie unter eines der Fenster gelegt. Hin und wieder stieg er auf diese provisorische Treppe und sah in die Halle. Doch er konnte nichts erkennen. Es war unmöglich.

Erstens war es in der Halle dunkel, und zweitens rannen regelrechte Wasserschlieren an der Außenseite der Scheibe herab. Zum Glück hatte Suko die Geduld seiner Vorväter geerbt. Ihn konnte so leicht nichts aus der Ruhe bringen. Wer ihn sah, dachte sofort an einen Preisringer. Suko war fast so breit wie groß, hatte ein rundes Gesicht und trug das schwarze Haar gescheitelt. Er wirkte zwar gefährlich, doch in Wirklichkeit hatte er ein Herz aus Wachs. Davon konnten besonders Kinder ein Lied singen. Mit ihnen verstand sich Suko bestens. Er blickte auf die Uhr.

Noch eine halbe Stunde bis Mitternacht. Eine Meldung war wieder fällig.

Er schaltete das Gerät ein, näherte seine Lippen dem eingebauten Mikrofon und sprach das Codewort: »Adler ruft Nest. Adler ruft Nest.«

Suko hatte sofort mit mir Verbindung. »Keine besonderen Vorkommnisse«, meldete er. »Sind ja noch dreißig Minuten Zeit bis Mitternacht.«

»Und bei dir John? Schon eine Spur von Jane?«

»Nein. Nicht einmal ihr Wagen ist gefunden worden.«

»Verdammt. Okay, ich melde mich wieder, wenn irgend etwas geschieht.« Suko fluchte noch über das Wetter und sagte dann: »Ende.«

Er verstaute das Gerät wieder in der Seitentasche. Es war lausig kalt. Der scharfe Wind zerrte an der Lederkleidung. Der Schneeregen peitschte Suko ins Gesicht. Der Chinese hatte das Gefühl, seine Haut würde aus Eis bestehen. Bei solch einem Wetter jagte man nicht mal einen Hund vor die Tür.

Suko blies in seine klammen Hände. Über ihm jaulte der Wind in den hohen Bäumen. Blickte er nach rechts, an den vom Sturm gepeitschten Büschen vorbei, so konnte er einen Teil des Hauptweges sehen. Der IGes schimmerte hell. Jenseits des Weges begannen die Grabreihen. Dort lag der alte Teil des Friedhofes. Die Grabsteine und Kreuze waren zum Teil schon verwittert. Zahlreiche Gräber sanken ein. Auch die mit Blumen geschmückten Gräber sahen nach einer stürmischen Nacht ebenso kahl und leer aus wie die übrigen Gräber.

Wieder machte Suko seine Runde um die Leichenhalle. Es war ein alter Bau, aus dicken Steinen errichtet. In das Holz der schweren Eingangstür hatte ein Künstler zwei große Kreuze hineingeschnitzt. Die Klinke bestand aus Gußeisen, ebenso wie das Schloß.

Über der Tür befand sich ein kleines halbmondförmiges Fenster mit einer von Spinnweben durchsetzten Scheibe. Darüber wiederum grinste das Gesicht eines Totenschädels. Es erinnerte die Lebenden daran, daß auch ihre Zeit einmal kam. An der Rückseite der Leichenhalle entdeckte Suko eine Tür. Sie war gerade so breit, daß ein Sarg hindurchpaßte. Von der Tür aus führte ein Pfad im Bogen auf den Hauptweg zu. Suko war über seine Entdeckung nicht gerade glücklich, mußte er jetzt zwei Eingänge unter Kontrolle halten. »Verfluchter Mist«, murmelte er.

Die Zeit verrann. Der Regen wurde nicht schwächer, nach wie vor fiel er in nie enden wollenden Bindfäden vom schwarzen Himmel.

Die Tote in der Leichenhalle merkte davon nichts. Starr und kalt lag sie in ihrem schlichten Eichensarg. Der Deckel war abgehoben und gegen die Wand gestellt worden. Sandra hatte die Augen geschlossen. Der Leichenwäscher hatte ihr die Augendeckel über die Lider geschoben. Der Sarg stand etwas erhöht auf einem Steinpodest. Längs der beiden Seitenwände standen die für Leichenhallen üblichen Buchsbäume, die typischen Totenraum-Geruch verbreiteten. Es brannte kein Licht, und doch war es nicht stockfinster.

Von draußen her fiel sehr schwaches Licht in die Leichenhalle und ließ die Umrisse und Konturen der Gegenstände mehr ahnen als sehen.

Noch fünf Minuten bis Mitternacht!

Die dicken Mauern der Leichenhalle dämpften das Heulen des Sturms. Nur hin und wieder streiften die vom Wind bewegten Zweige der Trauerweiden eines der Fenster und verursachten dabei kratzende, unheimliche Geräusche. Noch drei Minuten bis zur Tageswende. Draußen vor der Leichenhalle wuchs Sukos Spannung. Er nahm noch

einmal mit mir Verbindung auf und meldete, daß bis jetzt nichts geschehen sei.

Mit fortschreitender Zeit wuchs Sukos Unruhe. Er war plötzlich sicher, daß Sandra Moran aufstehen würde. Mitternacht!

Im selben Augenblick geschah im Innern der Halle etwas Schreckliches. Es schien, als stünde die Tote mit einem unsichtbaren Befehlsgeber in Verbindung.

Urplötzlich öffnete sie die Augen, verdrehte sie, so daß nur noch das Weiße zu sehen war. Sekunden vergingen.

Noch blieb Sandra Moran unbeweglich liegen. Dann aber entrang sich ihren Lippen ein grauenvolles Stöhnen. Es drang tief aus ihrer Kehle und hatte kaum noch etwas Menschliches an sich.

Sandra erwachte.

Der Befehl hatte ihre schon abgestorbenen Gehirnzellen erreicht und sie wieder aktiviert.

Sie hob die Arme. Legte ihre Hände um den Sargrand, klammerte sich regelrecht fest.

Die Fingernägel waren gewachsen. Lang und spitz erinnerten sie an gefährliche Dolche.

Sandra setzte sich auf. Das alles geschah langsam, als fehlte ihr die Kraft, wieder so zu werden wie früher. Doch der unsichtbare Motor in ihrem Innern ließ sich nicht mehr abstellen. Er bestimmte ihr weiteres Handeln. Sie stemmte sich hoch, winkelte dabei die Arme an und streckte sie wieder. Die Untote stand in ihrem ausgepolsterten Sarg. Sie streckte beide Arme aus, behielt sie waagerecht in der Luft und fand das Gleichgewicht wieder.

Die Wiedergängerin hob das rechte Bein und streckte es über den Sargrand hinaus. Ihr nackter Fuß berührte den kalten Steinboden der Leichenhalle. Doch sie spürte diese Kälte nicht. Sie war immun gegen Gefühle und menschliche Regungen. Sandra stieg aus dem Sarg. Sie sah sich um, schien mit ihren Augen die Dunkelheit durchdringen zu können. Ihr Blick blieb auf der großen Eingangstür haften. Diese Tür war ihr Ziel.

Langsam, Schritt für Schritt, setzte sie sich in Bewegung, hielt dabei die Arme ausgestreckt und ging wie eine Schlafwandlerin. Ihre Hände streiften über das Holz der Tür, fuhren weiter nach unten, näherten sich der Klinke. Sie ertastete einen Schlüssel!

Sandra Moran wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie drehte den Schlüssel herum, gehorchte willenlos den Befehlen ihres fremden Lenkers und Meisters.

Sandra drückte die Klinke der jetzt aufgeschlossenen Tür herab. Sie zog die Tür auf. Das Knarren der Angeln ging im Toben des Windes unter. Regen peitschte schräg gegen den Körper der Untoten, durchnäßte ihn. Es machte Sandra nichts aus.

Kälte, Hitze, Nässe – das alles waren Dinge, die ihr nichts mehr anhaben konnten.

Sie trat durch den Türspalt. Der Wind knallte die Tür hinter ihr wieder zu.

Wie verloren stand Sandra Moran in der stürmischen Nacht. Am Himmel segelten dicke Wolken, der Wind jaulte um die Ecken der Leichenhalle. Es war eine schreckliche Nacht. Die Nacht des Bösen.

Sandra Moran war das letzte fehlende Glied in einer teuflischen Kette. Erst wenn sie den Tod überwand, konnte das grausame Spiel beginnen. Doch sie war nicht unbeobachtet.

Suko tauchte hinter der Mauer des Leichenhauses auf. Für einen winzigen Augenblick war sein bleiches Gesichtsoval zu erkennen. Der Chinese hatte genug gesehen. Hastig zog er sich einen Schritt zurück, so daß er in Deckung war. Dann aktivierte er das Funkgerät. »Sie hat soeben die Leichenhalle verlassen!«

»Okay, bleib ihr auf den Fersen«, drang meine Stimme aus dem kleinen Lautsprecher.

Suko schaltete ab und verließ die steinerne Deckung. Die schmale Gestalt der Untoten wurde vom Wind geschüttelt. Sandra schwankte, doch unbeirrt ging sie ihren Weg. Klatschnaß klebte das Leichenhemd an ihrem Körper, die nackten Füße patschten durch knöcheltiefe Wasserpfützen und tappten über den glänzenden Kies.

Sie ging langsam. Suko ließ ihr soviel Vorsprung, bis die Gestalt mit der Dunkelheit verschwamm und nur noch als Schemen wahrzunehmen war.

Dann kickte Suko den Ständer seiner Maschine weg und umfaßte mit beiden Händen den Lenker. Der Chinese hielt die schwere Harley, als wäre sie nur ein Fahrrad. Allein daran konnte man erkennen, welche Kräfte in seinem Körper steckten. Suko schob die Harley weiter. Er rechnete damit, daß Sandra abgeholt wurde und nicht zu Fuß ihr Ziel anstrebte. Eine Untote irrte nicht allein durch London. Sie konnte zu leicht Aufsehen erregen, und dann war der Plan geplatzt. Der Regen traf den Chinesen jetzt von vorn, als Suko auf den Hauptweg zuschritt. Der Weg führte direkt zum Haupttor des Friedhofs. Es stammte noch aus den Gründerjahren, war aus Schmiedeeisen gefertigt und fast doppelt so hoch wie ein normaler Mensch. Ein ebenso hoher Zaun zog sich um das gesamte Friedhofsgelände. Auch bei ihm hatte das Eisen längst Rost angesetzt.

Zur linken Hand sah Suko die Umrisse einer schmalen Baracke aus den Regenschleiern auftauchen. Dort hatte der Totengräber seinen Vorratsschuppen.

Die Wiedergängerin passierte den Schuppen. Sie drehte sich kein einziges Mal um. Und doch ließ sich Suko ein wenig zurückfallen. Außerdem war es gar nicht mal so einfach, die schwere Maschine für

längere Zeit zu halten.

Knapp fünf Minuten waren verstrichen, seit Sandra die Leichenhalle verlassen hatte. Sie befand sich jetzt nur noch wenige Schritte vom Tor entfernt. Dann blieb sie stehen.

Sandra legt beide Hände auf die breite Klinke. Dann rüttelte sie an dem Eisentor und zog es auf.

Dicht vor dem Friedhof führte eine Straße vorbei. Jenseits der Straße lag das Gelände eines Gärtners. Der Mann selbst wohnte mit seiner Familie über dem Verkaufsraum. Suko sah noch Licht hinter einem Fenster schimmern.

Die Untote durchschritt das Tor. Sie ließ es hinter sich offen. Suko ging weiter. Vier, fünf Schritte machte er, als er wie angewurzelt stehenblieb.

Urplötzlich wurde die Dunkelheit von zwei grellen Scheinwerferstrahlen aufgerissen. Die Lichtlanzen geisterten durch den Regenvorhang und fixierten das untote Mädchen.

Jemand war gekommen, um Sandra abzuholen. Suko war gespannt, wer dieser Unbekannte war. Er ging etwas schneller und konnte erkennen, daß die Beifahrertür des Wagens aufgestoßen wurde. Alles schien normal zu verlaufen. Das Mädchen ging bereits auf den Wagen zu und wollte einsteigen. Da wurde in der beleuchteten Wohnung des Gärtners das Fenster aufgerissen. Eine Gestalt tauchte auf, beugte sich nach draußen.

»He, was ist denn da los?« brüllte die Stimme des Mannes. Und im nächsten Augenblick ein Schrei. »Mein Gott, das ist doch die Tote, die heute eingeliefert worden ist…«

Suko ahnte, daß es Ärger geben würde. Und er sollte sich nicht darin täuschen…

***

Nicht nur Suko hatte die Worte des Mannes verstanden, sondern auch die Untote und der Mann im Wagen.

Sandra reagierte. Sie blieb vor der Tür stehen, hatte ihre rechte Hand um den oberen Holm gelegt und drehte den Kopf.

Der Mann am Fenster war verschwunden, tauchte jedoch in der nächsten Sekunde wieder auf.

Mit einer Waffe.

»Geister! Teufelszeug!« brüllte er. »Ich werde euch lehren, hier herumzuspuken. Auf den Pelz brenne…«

Die nächsten Worte gingen im Krachen der Waffe unter.

Selbst bei der schlechten Sicht konnte Suko die armlange Mündungsflamme erkennen, die aus dem Gewehrlauf stach.

Schrotflinte! rekapitulierte er.

Der Typ am Fenster bewies, daß er nicht nur schießen, sondern auch

treffen konnte. Trotzdem mußte er die Nerven verloren haben. Welcher normale Mensch schießt ohne Warnung?

Die Ladung erfaßte das Mädchen. Sie schleuderte Sandra von der Tür weg zu Boden. Die anderen Schrotkörner zerbliesen die Scheibe, als wäre sie aus Papier.

»Da hast du's!« brüllte der Mann. Er fuchtelte noch immer mit seinem Schießprügel herum.

***

Suko lief mit seiner Harley noch ein paar Schritte weiter vor und blieb dann stehen. Er kickte hastig den Ständer der Maschine herunter und bockte sie auf. Dann rannte er.

Der Mann am Fenster entdeckte den Chinesen. »Du auch!« keifte er, riß seine Schrotflinte an die Schulter und drückte wieder ab.

Krachend entlud sich die Waffe, schleuderte aus dem zweiten Lauf die volle Ladung.

Sukos Hechtsprung war zirkusreif. Er federte nach rechts zur Seite weg, prallte auf das nasse glitschige Pflaster und rollte sich vor die Kühlerschnauze des Wagens, in dem der Unbekannte saß.

Dort, wo Suko eben noch gestanden hatte, fetzten die Schrotkörner in den Straßenbelag.

Was weiter geschah, sah der Chinese nicht, da ihm der Wagen die Sicht nahm. Sandra kam auf die Füße. Unverletzt!

Die Schrotkugeln hatten zwar ihr Leichenhemd zerfetzt und steckten in ihrem Körper, doch nicht ein Tropfen Blut quoll aus den Wunden.

Sie stand auf, als wäre nichts gewesen. Der Mann, der sie abholte, beugte sich zur Seite und streckte seine Hand aus der offenen Tür. Er packte das Mädchen am Handgelenk und zog es in den Wagen. Eine Sekunde später heulte der Motor auf. Suko federte aus seiner Deckung wieder hoch. Er versuchte einen Blick in den Wagen zu erhaschen, sah zwar schemenhaft das Gesicht des Mannes hinter dem Steuer, konnte ihn aber nicht identifizieren.

Der Wagen fuhr an. Schnell, rasant. Die Hinterreifen schleuderten über den Asphalt. Wasser spritzte hoch und zur Seite weg, übergoß Suko mit einem Sprühregen.

Suko fluchte, drehte sich auf der Stelle um und lief zurück zum Friedhof, wo er gerade seine Harley abgestellt hatte. Der Mann am Fenster war verschwunden. Wahrscheinlich hatte er den Schock fürs Leben erlitten.

Suko schwang sich mit einem Satz in den Sattel der Harley. Er kickte die Maschine an.

Der Motor kam sofort. Satt brummte er auf. Aus dem Auspuffrohr drangen weißgraue Wolken.

Noch immer regnete es. Der breite Strahl des Scheinwerfers riß den

Regenvorhang ein wenig auf. Tausende von Tropfen glitzerten wie Diamanten.

Suko fuhr auf das Tor zu. Es stand zum Glück so weit auf, daß er ohne Schwierigkeiten hindurchfahren konnte. Der Wagen war – vom Friedhof gesehen – nach rechts weggefahren. Suko schwenkte in die gleiche Richtung ein, stoppte aber abrupt, als er den Gärtner mitten auf der Fahrbahn stehen sah. Der Kerl hielt wieder seine Schrotflinte in den Fäusten. Diesmal hatte er sie jedoch am Lauf gepackt und schwang sie wie eine Keule.

»Verbrecher!« brüllte er und lief auf den Chinesen zu. Es wäre für Suko ein leichtes gewesen, den Mann kurz anzutippen. Doch er zog die Maschine herum, duckte sich noch mehr im Sattel und tauchte unter dem Kolbenhieb hinweg. Der Gärtner hatte sehr viel Wucht in den Schlag gelegt. Er konnte seinen eigenen Schwung nicht mehr bremsen, geriet ins Taumeln und kam zu Fall.

Suko sah dies schemenhaft im Rückspiegel. Was hinter ihm lag, war egal. Ihn interessierte nur noch der Wagen mit dem Mädchen und dem Unbekannten am Steuer. Der Chinese drehte auf. Und jetzt zeigte die Harley, was in ihr steckte. Die Beschleunigung war phänomenal, aber Suko mußte auch rasch wieder abbremsen, denn es war gefährlich, auf der regennassen Fahrbahn zu schnell zu fahren. Wenn die Maschine auf dem spiegelglatten Asphalt ins Schleudern geriet, war sie nur mit Kraft und Glück wieder unter Kontrolle zu bringen. Der Friedhof lag in dem Londoner Stadtteil Paddington. An der östlichen Grenze, nicht weit vom Hyde Park entfernt. Die schmale Stichstraße führte auf die Bayswater Road, die in die Oxford Street übergeht.

Suko hatte den Ehrgeiz, den Wagen noch vor der Bayswater Road einzuholen. Allerdings war er jetzt in eine fatale Lage gedrängt worden. Der Unbekannte hatte ihn gesehen. Flach lag der Chinese auf seinem Motorrad, bot dem schneidenden Fahrtwind so wenig Widerstand wie möglich. Er hatte seine Brille wieder vor die Augen gezogen und hätte sich jetzt Scheibenwischer über dem festen Glas gewünscht. Regentropfen klatschten darauf und erschwerten die Sicht. Suko überholte einen alten Lieferwagen. Das Gefährt rumpelte ganz auf der linken Seite dahin. Es brannte nur ein Rücklicht. Die Straße war schlecht. In zahlreichen Querrillen hatte sich Regenwasser gesammelt, so daß die Gefahr des Aquaplanings bestand. Doch Suko war ein ausgezeichneter Fahrer. Er wußte genau, wann er mit der Geschwindigkeit herunterzugehen hatte und wann er wieder auf die Tube drücken konnte. Und dann riskierte er noch etwas. Während der Fahrt holte er sein Walkie-talkie aus der Seitentasche, hielt es dicht vor die Lippen und schuf die Verbindung mit mir. Suko berichtete in knappen Sätzen.

»Verdammt«, hörte er meine Stimme. »Hast du eine Ahnung, wohin

sie fahren?«

»Nein, noch nicht.«

»Bond Street?«

»Möglich.«

»Okay, Suko, wenn du merkst, daß die Agentur ihr Ziel ist, dann sage mir Bescheid. Ich fahre vom Yard aus sofort dahin.«

»Geht in Ordnung. Ende.«

Der Chinese verstaute das Gerät wieder in seiner Tasche. Er machte höllisch Tempo. Die Bäume rechts und links der Straße flogen nur so vorbei. Sie wirkten wie vorbeihuschende Schatten in einem Geisterland.

Suko wußte, daß alles von ihm abhing. Wenn er den Faden verlor, dann sah es böse aus.

Eine Kurve.

Langgezogen. Sie schien überhaupt kein Ende zu nehmen. Suko drosselte die Geschwindigkeit. Unter den Reifen der Maschine spritzte das Wasser weg. Die helle Lanze des Scheinwerfers schnitt durch die Dunkelheit und zerfaserte zu einem verwaschenen Fleck inmitten des Regenvorhangs. Da sah Suko den Wagen.

Er entdeckte die Rücklichter. Die rechteckigen roten Punkte. Dem Chinesen fiel ein Stein vom Herzen. Er hatte den Wagen wiedergefunden.

Rasch rückte er näher. Die Rückleuchten wurden größer, glühten plötzlich auf. Der Wagen stoppte. Auch Suko bremste ab. Zu spät.

Urplötzlich tauchte die Tote vor ihm aus dem Regenschleier auf. Sie stand mitten auf der Straße, hatte die Hände ausgestreckt, als wollte sie die heranfegende Maschine aufhalten. Suko bremste stärker.

Da rutschte das Hinterrad weg. Es glitt auf der nassen Fahrbahn zur Seite. Verzweifelt versuchte Suko, die Harley abzufangen, sie auf der Straße zu halten. Doch eine Querrille machte dieses Vorhaben zunichte. Die schwere Harley glitt Suko unter dem Sattel weg. Er selbst wurde von der Maschine katapultiert und prallte auf die Straße. Er wußte nicht, wo oben und unten war, als er von der ungeheuren Fliehkraft weiterbefördert wurde. Da sah er rasend schnell einen Baumstamm auf sich zukommen. Der Aufprall erfolgte blitzartig und mit ungeheurer Wucht. Suko spürte ein Reißen in der Körpermitte, hatte das Gefühl, in zwei Teile gesägt zu werden, schrie unwillkürlich laut auf, und dann versank sein Bewußtsein in der endlosen Schwärze. Die Untote aber stieg wieder in den Wagen. Sie lächelte sogar. Als wäre nichts geschehen…

***

Die Schreibtischlampe war die einzige Lichtquelle in meinem Büro. Draußen trommelte der Regen gegen die Scheiben. Die Heizung war

zurückgestuft worden oder auch defekt – ich wußte es nicht. Auf jeden Fall wurde es kalt im Zimmer. Ich warf mir das Jackett über. Meine Krawatte hing sowieso schon auf halb acht, der Aschenbecher quoll fast über, und in der Warmhaltekanne befand sich kein Schluck Kaffee mehr. Auch mir behagte der Job nicht. Es war ein verdammter Mist, hier zu sitzen und abzuwarten. Doch eine andere Möglichkeit sah ich nicht. Ich mußte mich jetzt auf Suko verlassen. Und der hatte sich lange Zeit nicht gemeldet. Vor mir lag das Walkie-talkie. Immer wieder starrte ich das graugrüne Gerät an, als könnte ich es hypnotisieren. Doch es gab keinen Ton von sich. Die Zeit verrann.

Ich dachte an Jane Collins. Die Vorwürfe kamen automatisch. Hatte ich wirklich alles getan, um sie zu retten? Immer wieder stellte ich mir diese Frage.

Meine Handflächen waren feucht. Zweimal hatte Superintendent Powell angerufen und sich nach dem Ermittlungsstand erkundigt. Meine Antworten fielen nicht gerade optimistisch aus. Ich hielt es nicht mehr länger aus. Wenn Suko sich nicht meldete, dann wollte ich es eben versuchen. Es war riskant, zugegeben, schließlich wußte ich nicht, in welch einer Situation sich mein chinesischer Freund befand. Aber das lange Warten war ebenso schlimm.

Ich schaltete das Gerät auf Empfang und meldete mich. Keine Antwort.

»Suko, zum Teufel, was ist los?«

Nichts. Nur Kratzen und Rauschen aus meinem eigenen Sprechgerät. Mir wurde es mulmig zumute. Eine Gänsehaut lief über meinen Rücken und ließ mich frösteln. Wenn Suko etwas passiert war, wenn mein Plan in die Hose gegangen war und Jane Collins…

Ich dachte gar nicht weiter, packte das Walkie-talkie ein und sprang auf.

Mein Plan stand schon fix und fertig. Ich wollte es auf eigene Faust versuchen und in die Bond Street fahren. Diesmal würde ich mich von dem Weib nicht so leicht abwimmeln lassen. Ich war schon fast an der Tür, als das Telefon anschlug. Zwei Sekunden überlegte ich, ob ich überhaupt abnehmen sollte, dann siegte das Pflichtbewußtsein.

Powell fragte, wie der Fall stand. Er war bereits zu Hause, trotzdem ließ er nicht locker.

»Immer noch keine Spur von Jane Collins«, erwiderte ich und brachte einen Atemzug danach die nächste Hiobsbotschaft. »Jetzt meldet sich auch Suko nicht mehr.«

Powell unterdrückte nur schwer einen Fluch. »Ihr Plan war wohl nicht der beste, wie?«

Dick lag der Kloß in meinem Magen. Ich hörte sehr deutlich den Vorwurf, der in Powells Worten mitschwang. Aber, zum Teufel, was sollte ich denn machen?

»Ich tue, was ich kann, Sir«, erwiderte ich bissig.
»Und noch ein wenig mehr, John. Sie haben volle Rückendeckung. Nutzen Sie Ihre Möglichkeiten.«
»Okay, Sir.« In Stichworten erklärte ich ihm mein weiteres Vorgehen. Powell war einverstanden.
Danach hielt mich nichts mehr im Büro. Ich hatte bereits zuviel Zeit vertrödelt. Jetzt ging es zur Sache!

***

Azarin fuhr wie der Teufel. Er hockte zusammengekrümmt und mit verbissenem Gesicht hinter dem Steuer des Austin und starrte durch die breite Frontscheibe.
Durch die zerstörte Seitenscheibe pfiff der Fahrtwind. Schräg peitschte der Regen in das Innere des Wagens.
Azarin war sauer. Sie waren ihm bereits auf den Fersen. Dieser verdammte Motorradfahrer, der jetzt im Graben lag, war bestimmt kein Einzelgänger. Wenn er noch etwas retten wollte, dann tat Eile Not.
Er hatte noch Margas Worte im Ohr, wie sie ihm erklärte, daß der Polizist ergebnislos das Haus verlassen hatte. Triumphierend hatte Marga gesprochen.
Der Mann jedoch schien kein Dummkopf zu sein. Er ahnte die Zusammenhänge und wußte, wo es lang ging. Hätte er ihm sonst den Motorradfahrer auf die Fersen gesetzt? Oder war der Motorradfahrer mit diesem Sinclair identisch? Der Name Sinclair war auch Azarin nicht unbekannt. Er hatte schon einiges über diesen Geisterjäger gehört, nur Marga nichts davon gesagt. Er wollte sie nicht beunruhigen. Wenn sie nur schon auf der Insel wären… Die Untote hockte neben ihm. Ihr Unterkörper sah schrecklich aus. Die Schrotkugeln steckten noch im Fleisch. Aber das machte nichts. Sandra spürte keine Schmerzen. Auf der Oxford Street mußte Azarin die Geschwindigkeit senken. Er wollte keiner Polizeistreife auffallen. Dann war alles verloren.
Hin und wieder warf er Sandra einen Blick zu. Die Untote zuckte mit keinem Muskel.
Es herrschte nicht sehr viel Verkehr. Die Scheinwerfer der entgegenkommenden Wagen verschwammen in der Regenbrühe. Weiter, nur weiter.
Azarin erreichte den Ortsteil Mayfair. Er wurde von der Bond Street durchschnitten. Der Mann hatte es nicht mehr weit. Er befand sich dicht vor dem Ziel.
Schon tauchte die Einmündung zur Bond Street auf. Azarin tippte auf die Bremse, der Wagen wurde langsamer. Dann bog er nach rechts ein in die Bond Street.

Wagen parkten dicht an dicht. Der Regen hatte nachgelassen. Die bunten Reklamen spiegelten sich auf dem nassen Asphalt wider. Azarin konnte direkt vor dem Haus parken. Er ließ den Wagen ausrollen, kletterte nach draußen und bedeutete der Untoten, sitzen zu bleiben.

»Wir fahren gleich weiter«, sagte er. Hastig schloß er die Haustür auf. Azarin ging sofort in den Keller. Dort wurde er bereits ungeduldig erwartet. Marga stand vor der verschlossenen Tür und blitzte ihn wütend an.

»Wo bleibst du so lange, zum Henker?« Sie paffte an einer filterlosen Zigarette.

Azarin blieb schwer atmend stehen.

»Ich habe jetzt keine Zeit für lange Erklärungen. Wir müssen weg.«

»Was?« Der Frau fiel beinahe die Zigarette aus dem Mund.

»Wann denn?«

»Jetzt sofort.« Azarin schloß die Tür auf.

»Aber warum? Es ist doch alles glattgegangen.«

Bevor Azarin das Verlies betrat, drehte er sich noch einmal um.

»Gar nichts ist glattgegangen. Du hast die anderen unterschätzt. Und vor allem diesen Sinclair.«

»Ich verstehe nicht. Ich…«

»Brauchst du auch nicht, verdammt!«

Azarin betrat den Kellerraum. Franca Corelli und Karin von Rodeneck lagen in ihren Särgen. Sie richteten sich sofort auf, als Azarin den Raum betrat.

Jane Collins lag zusammengekrümmt auf dem Boden. Das lange blonde Haar fiel wie ein Vlies auf die kalten Kellersteine.

Die Detektivin schlief. Erschöpfung und Angst hatten ihr hart zugesetzt.

Als Azarin in den Raum polterte, wurde sie wach. Verstört setzte sie sich auf. Im ersten Augenblick wußte sie nicht, wo sie sich befand, doch rasch kehrte die Erinnerung zurück.

»Wir müssen weg. Auf der Stelle!« herrschte Azarin die beiden Untoten an. Er deutete auf Jane. »Und sie nehmen wir mit.« Als sich die beiden Untoten nicht rührten, schrie er: »Los, worauf wartet ihr noch? Packt sie endlich!«

Karin und Franca gehorchten. Ehe Jane sich versah, umkrallten eiskalte Totenhände ihre Oberarme.

Die Detektivin versuchte, sich aus dem Griff zu befreien, doch die Finger hielten sie eisern fest.

Azarin wurde es zu bunt. Er schlug Jane Collins ins Gesicht.

Ihre Unterlippe platzte dabei auf. Ein dünner Blutfaden sickerte über ihr Kinn.

»Weg mit ihr!« Weit riß Azarin die Tür auf. »Und wartet im Flur auf

mich.«

»Was geschieht mit mir?« kreischte Marga. Azarin verzog das Gesicht. »Darüber wollte ich ja gerade reden. Du hältst hier die Stellung!«

Ihr Lächeln war unecht. »Nie. Du machst dich aus dem Staub, und mich läßt du hier allein. Das kommt gar nicht in Frage!«

Azarin lachte häßlich. Er rieb den Daumen und Zeigefinger der linken Hand gegeneinander. »So kann ich dich zerquetschen. Wie eine Laus. Du weißt, wem du Gehorsam geschworen hast. Außerdem ist deine Aufgabe ebenso wichtig wie die meine.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Natürlich.« Azarin warf einen Blick den Gang entlang und sah die Frauen um die Ecke verschwinden. Er war zufrieden. »Hör zu, Marga. Ich habe nicht alle Mädchen zusammen. Eins fehlt noch!«

Die Augen der Frau wurden groß. »Wer?«

»Colette. Ich weiß nicht, wann sie eintrifft. Aber ich kann mich nicht mehr um sie kümmern. Sie wird in dieses Haus kommen, und hier erwartest du sie. Okay?«

Marga spie die Zigarette aus und spreizte die Arme. »Aber was soll ich mit ihr machen?«

»Killen!«

Marga krallte ihre rechte Hand um die Kehle. »Aber unser Plan! Er läßt sich doch nicht mehr durchfuhren. Wir brauchen doch vier Mädchen.«

»Mit dieser Collins sind wir vollzählig.«

»In ihr fließt aber nicht das Blut der Atlanter.«

»Es muß auch so gehen. Ich werde die Beschwörung ohne das vierte Mädchen durchführen.«

»Dazu müßtest du sie vorher töten. Denk an die alten Riten.«

»Ich weiß.« Er lächelte grausam.

»Und wie soll ich Colette umbringen?« fragte Marga. »Sie ist stärker als ich. Sie wird mir überlegen sein.«

»Unsinn.« Azarin winkte ab. »Verbrenne sie. Zünde das ganze Haus an. Steck alles in Brand. Wir brauchen es nicht mehr. Ich fliege mit den anderen. Zum Glück steht die Maschine bereit. In zehn Stunden bin ich auf der Insel.«

»Kann ich nicht nachkommen?« rief Marga.

»Natürlich.« Azarin war schon weg. Das letzte Wort rief er ihr über die Schulter zu.

Eine Minute später stand Marga unbeweglich auf dem Fleck.

Dann hatte sie ihre Entscheidung getroffen. Sie holte einen Schlüssel aus der Tasche und ging zu einer anderen Kellerür.

Marga schloß auf, machte Licht und fand, was sie suchte.

Zwei mit Benzin gefüllte Kanister.

Die schleppte sie hoch in ihre Wohnung. Dort entwickelte sie eine fieberhafte Tätigkeit. Sie löste die Verschlüsse der Kanister, stellte einen zur Seite, klemmte sich den zweiten unter den Arm und kippte das Benzin aus. Sie ging mit dem Kanister durch alle Zimmer, und als der erste leer war, nahm sie den zweiten. Sie wollte jetzt alles in Brand stecken und nicht erst auf Colette, die vierte Untote, warten.

Da schellte es.

Marga befand sich in Azarins Büro. Sie stellte den Kanister rasch ab und lief zur Tür. Sie fragte sich, wer um diese Zeit noch etwas von ihr wollte.

Marga öffnete.

Vor ihr stand Colette!

***

HEATHROW Das Schild des Londoner Großflughafens leuchtete in der Dunkelheit. Es war meilenweit zu sehen, und sein Anblick hob Azarins Laune um einige Stufen.

Der Flughafen war sein Ziel. Dort stand die Maschine bereit.

Aufgetankt und startklar.

Azarin hatte sich den Jet vor wenigen Monaten gekauft. Geld spielte bei ihm keine große Rolle. Davon hatte er genug. Für ihn war jetzt das andere wichtig. Er wollte die Macht über die Menschen haben, wollte das Unmögliche vollbringen. Nur deshalb hatte er sich dem Schwarzen Tod angeschlossen. Jane Collins saß im Fond des Wagens. Die beiden Untoten hatten sie zwischen sich genommen. Immer wenn der Wagen schlingerte, wurden die kalten, totenstarren Körper gegen sie gedrückt.

Keine der Wiedergängerinnen sprach ein Wort. Starr blickten sie geradeaus. Durch die zerstörte Scheibe pfiff Jane der Fahrtwind ins Gesicht und ließ ihre Haare flattern. Die Detektivin wußte, daß nicht alles nach Plan gelaufen war. Saß John Sinclair diesen verdammten Verbrechern vielleicht schon dicht auf den Fersen?

Jane Collins hoffte es sehr. Doch sie machte sich keine Illusionen. Azarin und seinen untoten Mädchen war die Flucht gelungen. Nie würde John auf den Gedanken kommen, daß sie in Richtung Flughafen gefahren waren. Azarin bog nach links ab. Er nahm die Straße, die zu dem Teil des Airports führte, auf dem die Privatmaschinen standen. Rechts und links der Straße war das Gelände eben. Die Lichter des Towers glühten in der Dunkelheit. Es regnete nicht mehr. Dei Wind hatte die Straße zum Großteil getrocknet. Irgendwann stoppten sie vor einem Maschendrahttor. Aus einem barackenähnlichen Flachbau trat ein Uniformierter und blieb vor dem Tor stehen. Azarin stieg aus. Er zeigte seine Papiere. Der Uniformierte öffnete das Tor, und der Wagen konnte passieren.

Azarin lenkte ihn auf einen Parkplatz, wo schon andere Privatwagen standen. Dann ließ er die Mädchen aussteigen. Seine Maschine stand nicht im Hangar. Darauf hatte Azarin bestanden. Zwei Männer fuhren eine Gangway heran. Ein dritter kontrollierte nochmals die Papiere des Jet-Besitzers.

»Alles klar, Mr. Azarin. Sie können um Starterlaubnis bitten. Und guten Flug wünsche ich Ihnen. Hoffentlich lacht Ihnen am Zielort die Sonne.«

Azarin lachte. »Worauf Sie sich verlassen können.« Aus der Antwort schloß Jane, daß es in Richtung Süden ging. Natürlich hatte sie an Flucht gedacht, hatte auch mit dem Vorsatz gespielt zu schreien. Doch der Wunsch blieb Vater des Gedankens. Was Jane davon abhielt, war die Messerspitze, die ihr Franca unauffällig gegen den Rücken presste. Und genau dort, wo das Herz saß. Da ließ Jane es lieber bleiben.

Sie stiegen in die Maschine. Der Passagierraum war nicht sehr groß. Ungefähr zehn Fluggäste hatten darin Platz. Für die Frauen reichte er allemal.

Jane Collins wurde von Franca fachmännisch angeschnallt. Die Detektivin konnte nicht wissen, daß die schwarzhaarige Italienerin früher als Stewardeß gearbeitet hatte. Sie hörte, wie Azarin mit dem Tower sprach. Dann startete er die Triebwerke. Die Zeit verrann.

Jane blickte auf das Rollfeld. In ihren Augen schimmerte es feucht. So wie die Tränen ihre Wangen entlangliefen, so zerrann die Hoffnung auf eine Rettung.

Fünfzehn Minuten später befand sich die Maschine in der Luft. Richtung Süden. Ziel: Griechenland!

»Adieu, London«, flüsterte Jane Collins. Und dann: »Adieu, John Sinclair…«

***

Direkt vor dem Haus fand ich keinen Parkplatz. Ich mußte schon zurückfahren, fand nach ungefähr zwanzig Yards eine Lücke und rangierte den Bentley schräg hinein. Anders war es nicht zu machen. Ich stieg aus. Wie tot lag die sonst so belebte Bond Street vor mir. Nach Mitternacht war nichts mehr von der Hektik des Tages zu spüren. Nicht einmal die unermüdlichen Touristen und Schaufenstergucker waren noch unterwegs.

Ich ließ den Mantel im Wagen, da es aufgehört hatte zu regnen. Rasch ging ich zu der Agentur zurück. Ich kam an einem Wäschegeschäft vorbei, passierte einen Herrenausstatter, und dann lösten sich zwei Typen aus einer Hausnische, die mir gar nicht gefielen.

Ich ihnen wohl auch nicht. Breitbeinig bauten sie sich auf dem Bürgersteig auf. Lederjacken, Jeans, eng wie Röhren, T-Shirts. Fast

eine Berufskleidung. Das Grinsen der Kerle wirkte herausfordernd.

Ich wollte sie nicht noch mehr provozieren, lächelte, ging auf die Straße und schlug so einen Bogen um die beiden. Sie waren erst überrascht. Dann hörte ich eine Stimme. Die Worte klangen wie ›feige Sau‹ oder so ähnlich. Dafür sagte der andere etwas, das ich genau verstand.

»Den ziehen wir mit der Schnauze über das Pflaster!«

Ich hörte hinter mir die Schritte. Die Mugger trugen Nägel unter den Absätzen. Sie würden mich in irgend einen Hauseingang ziehen, zusammenschlagen und berauben. Ich ließ sie kommen, orientierte mich am Geräusch ihrer Schritte. Dann kreiselte ich herum, zog meine Beretta noch in der Bewegung und ließ die Kerle in die Mündung blicken. Die Mugger stoppten wie vor einer Wand. Sie hatten Schlagringe über ihre rechten Fäuste gestreift. Ich sah das Metall im Licht der Straßenbeleuchtung blitzen. Dann zog ich mit der linken Hand meinen Ausweis. Sie standen so nah, daß sie die Buchstaben entziffern konnten. Vielleicht hatten sie schon des öfteren solche amtlichen Papiere gesehen.

»Haut ab!« sagte ich. »Haut ja ab. Wenn ihr mir noch einmal vor die Augen kommt, loche ich euch ein!« Sie sahen sich an, machten auf den Absätzen kehrt und rannten dann hastig davon.

Ich steckte die Waffe wieder weg. Mir fehlte leider die Zeit, sonst hätte ich die Kerle zum nächsten Revier geschleppt. Doch mein Fall war vorrangig. Da ging es um mehr. Ich fand die Haustür offen. In der Agentur schien wohl niemand mit einer ernsthaften Gefahr zu rechnen. Im Haus selbst war es still. Ich knipste das Flurlicht an, huschte auf Zehenspitzen die Treppen hoch und stand vor der Glasur. In meiner Tasche knisterte ein bereits unterschriebener Haussuchungsbefehl. Damit hatte ich eine rechtliche Handhabe, in die Wohnung einzudringen. Ich klingelte.

Überraschend schnell hörte ich Schritte. Wahrscheinlich hatte die Frau noch nicht im Bett gelegen. Ruckartig wurde die Tür aufgerissen. Im nächsten Moment starrten Marga und ich uns an. Ihr rotgeschminkter Mund verzog sich. »Sie?« zischte die Frau und wollte die Tür zuschmettern.

Blitzschnell stellte ich meinen Fuß dazwischen. Die Tür knallte gegen das Hindernis, wurde zurück geprellt und der Frau aus der Hand gerissen. »So nicht, Madam«, sagte ich und betrat die Wohnung. Ich drückte Marga zur Seite.

Sie begann zu zetern, lief an mir vorbei, blieb stehen und breitete die Arme aus. »Keinen Schritt weiter!« keifte sie. Ich blieb stehen.

Schon beim Eintreten war mir der penetrante Benzingeruch aufgefallen, der sich schwer auf die Atemwege legte. Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir hoch. »Haben Sie Benzin verschüttet?« fragte

ich. »Wollen Sie Ihre Wohnung anzünden?«
Marga lachte schrill. »Ideen haben Sie, Bulle. Was wollen Sie überhaupt?«
»Ich suche Jane Collins!«
»Sie ist nicht hier!« Die Frau begleitete die Antwort mit einem triumphierenden Lachen.
»Aber sie war hier«, schloß ich aus ihrer Reaktion.
»Machen Sie, daß Sie rauskommen!«
Ich schüttelte den Kopf. »Der Durchsuchungsbefehl steckt in meiner linken Tasche«, erwiderte ich. »Ich dringe hier also nicht ungesetzlich ein. Diese Wohnung wird von mir durchsucht, egal, ob es Ihnen paßt oder nicht!«
Sie überlegte. Dann sagte sie: »Finden werden Sie nichts!«
»Das lassen Sie mal meine Sorge sein.« Ich drehte mich zur Seite und ging auf eine Tür zu. Da sah ich im Hintergrund des Flurs eine Bewegung. Die letzte Tür am Ende des Ganges wurde geöffnet. Eine Frau trat aus dem dahinter liegenden Zimmer.
Nein, ein Mädchen.
Es trug ein wadenlanges, dunkles Kleid, hatte braunes Haar, und selbst auf diese Entfernung hin sah ich die Blässe ihres Gesichts.
Marga merkte, was hinter ihrem Rücken geschah. Sie hatte wohl meinen mißtrauischen Blick gesehen. Sie drehte sich um.
»Colette!« schrie sie. »Was willst du? Ich habe dir doch gesagt, daß du…«
Ich ging an Marga vorbei, genau auf diese Colette zu.
Sie blieb stehen.
Und dann hörte ich Marga hinter mir keifen. »Kill ihn, Colette! Kill diesen verdammten Bastard!«

***

Suko hörte Stimmen. Fremde Stimmen. Er tauchte auf wie aus einem tiefen Schwimmbecken. Langsam wurde es heller, die Stimmen lauter, und dann öffnete Suko die Augen.
»Bleiben Sie ruhig liegen, Mister!« vernahm er eine Stimme.
»Ach, verdammt!« knurrte Suko.
Er drehte ein wenig den Kopf. Autoscheinwerfer blendeten ihn. Sie gehörten zu einem Ambulanzwagen, der schräg auf der Straße stand.
Suko sah auch seine Maschine. Sie schien den Unfall gut überstanden zu haben. Wenigstens konnte er im ersten Augenblick keine Beschädigungen feststellen.
»Verdammtes Glück haben Sie gehabt«, sagte eine etwas rauh klingende Männerstimme. »Wenn Ihr Helm nicht gewesen wäre…«
Ein Gesicht beugte sich über ihn. Man hatte Suko den Helm abgenommen. Jemand tupfte ihm mit Watte Blut von der Wange. In

seinem Schädel spürte Suko einen dumpfen Schmerz. Der Kopf war schon verarztet worden. Der Verband leuchtete weiß in der Dunkelheit.

Uniformierte umstanden ihn. Ein Sergeant stellte die ersten Fragen, wollte wissen, wie der Unfall passiert war. Suko verzog das Gesicht. »Sie sehen ja die regennasse Straße. Ich bin wohl zu schnell gefahren.«

Der Sergeant zog die Nase hoch. »Ich weiß nicht«, murmelte er. »Sie sehen wie ein vernünftiger Mensch aus. Da war bestimmt noch etwas anderes mit im Spiel.«

»Quatsch!« Suko stemmte sich hoch. In seinem Kopf begann es zu kreisen. Schwindel erfaßte ihn. Zwei Polizisten mußten ihn stützen.

»Wir bringen Sie ins Krankenhaus«, sagte der Arzt. »Dort können Sie sich auskurieren.«

Suko lachte gallenbitter. »Von wegen, Krankenhaus. Ich muß zu Scotland Yard, zu Oberinspektor Sinclair. Lassen Sie mich bitte telefonieren.«

»Yard?« wiederholte der Sergeant. »Was wollen Sie denn da?«

»Das werde ich Ihnen nicht auf die Nase binden«, erwiderte der Chinese.

***

Colette, die Wiedergängerin, rührte sich nicht. Sie schien den Befehl nicht verstanden zu haben. Ihr starrer Blick ging durch mich hindurch. Kein Muskel zuckte in ihrem leichenblassen Gesicht.

Wenn Colette nicht von dieser Marga abhängig war, dann mußte es mir doch gelingen, einiges von ihr zu erfahren.

Ich packte die Untote an den Schultern, drehte sie dabei um einhundertachtzig Grad, so daß ich auch Marga im Blickfeld hatte. Dann sprach ich sie an.

»Was ist, Colette? Auf wen wartest du hier? Warum bist du gekommen? Und wo wollt ihr hin?«

»Die Insel«, hauchte sie. »Wir suchen die Insel, dort, nur dort, können wir die Seligkeit empfangen.«

Sie sprach von einer Insel? Von welcher? Etwa Atlantis? Der Kontinent war ja eine Insel. Aber er war versunken. Vor Tausenden von Jahren, wenn die Hypothesen stimmten. Sollten sie sich auf einem im Meer versunkenen Kontinent einfinden? Zu unwahrscheinlich erschien mir die Theorie. Allerdings hatte ich es gelernt, das Wort unwahrscheinlich aus meinem Wortschatz zu streichen. Zuviel war mir bereits begegnet.

»Wer soll euch zu dieser Insel bringen, Colette? Ist es Azarin? Ist er euer Herr? Oder der Schwarze Tod?«

»Azarin«, antwortete sie mit tonloser Stimme. »Ja, Azarin. Der Schwarze Tod nicht. Er…« Ihr Gesicht verzerrte sich plötzlich. Ich

blickte in ihre Augen und sah es darin plötzlich aufleuchten. Vorher waren sie starr gewesen.

Sie stieß ein gefährliches Knurren aus. Tief in den Pupillenschächten begann es zu flimmern. Es war ein kaltes Feuer, verzehrend und von einer bösen Macht gespeist.

»Der Schwarze Tod. Er hat es auf dem Gewissen. Er hat den Untergang gefördert. Er will…« Sie brach ab.

»Colette!« schrie Marga. »Kein Wort mehr. Töte ihn endlich. Töte ihn. Sonst bringt er dich um!«

Breitbeinig stand sie im Flur und hatte die Hände geballt. Trieb die Untote mit haßerfüllter Stimme an, mich zu töten. Colette gehorchte. Plötzlich riß bei ihr irgend ein Faden. Sie sah in meiner Person ihren Feind. Einen Feind, den sie vernichten mußte.

Im nächsten Augenblick schossen ihre lanzenspitzen Fingernägel auf mein Gesicht zu. Die Finger waren gekrümmt. Die Nägel würden mir die Haut von den Knochen reißen – wenn sie trafen…

Ich duckte mich.

Die Hände verfehlten mein Gesicht, wühlten in meinem Haar, klammerten sich fest.

Ich schrie vor Schmerz auf. In meinen Schrei mischte sich Margas höhnisches Gelächter. Die Untote besaß genug Kraft, mich in die Knie zu zwingen. Aber noch hatte ich beide Hände frei. Ich legte sie aneinander, stieß sie zwischen den Armen der Untoten hindurch und sprengte den Griff. Colette ließ los. Blonde Haarbüschel klebten zwischen ihren Fingern. Sie selbst taumelte zurück.

Ich sprang sie an. Es gelang mir, ihren Arm zu packen und ihn herumzudrehen. Ich machte es hart, sehr hart, doch kein Laut des Schmerzes drang aus ihrem Mund. Sie fühlte nicht mehr wie ein Mensch. Mit der rechten Hand zog ich meine Beretta, drückte ihr die Mündung gegen den Nacken.

»Diese Pistole ist mit Silberkugeln geladen!« flüsterte ich dicht an ihrem Ohr, »Wenn du nicht tust, was ich dir sage, drücke ich ab. Verstanden?«

Sie rührte sich nicht. Dafür griff Marga wieder ein. Sie war weitaus gefährlicher als Colette. Das bewies sie in den nächsten Sekunden.

Sie sprang plötzlich vor, erreichte eine der Türen, drückte sie auf und war blitzschnell in dem dahinter liegenden Raum verschwunden, noch ehe es mir gelang, etwas dagegen zu unternehmen.

»Zur Hölle schicke ich euch!« brüllte die Frau. »Zur Hölle!«

Da packte mich die Angst. Ich wußte, was sie vorhatte. Die Wohnung war mit Benzin getränkt. Marga brauchte nur ein Zündholz anzustecken. Das Feuer würde sich blitzschnell ausbreiten und die Benzindämpfe explodieren. Ich ließ die Untote los. Sie hatte damit nicht gerechnet und fiel zu Boden.

Blitzschnell jagte ich Marga nach, flog förmlich in das Zimmer hinein, geriet ins Taumeln, konnte mich aber wieder fangen.

Sie hatte die Zündhölzer schon in der Hand. In der Linken hielt sie das halb aufgeschobene Kästchen, in der Rechten ein Streichholz. Sie brauchte es nur noch mit dem Kopfüber die Reibfläche zu schaben. »Nein, nicht!« brüllte ich. Sie lachte nur.

Ich flog auf sie zu. Selten in meinem Leben war mir solch ein gewaltiger Sprung gelungen. Ehe der Streichholzkopf die Reibfläche berührte, prallte ich gegen die Frau. Gemeinsam fielen wir zu Boden.

Marga war wie von Sinnen. Sie schrie, biß und kratzte. Ihre Hände waren überall. Nägel rissen über die Haut meiner Handgelenke, zogen tiefe Furchen. Das Kästchen mit den Zündhölzern lag auf dem Boden. Es war umgekippt. Die Streichhölzer lagen malerisch verstreut.

»Laß mich los, du dreckiger Bulle!« keuchte sie. »Laß mich los, verdammt!«

Ich schleuderte sie herum. Schreiend fiel sie gegen einen Wandschrank. Der Geruch des mit Benzin getränkten Teppichs stieg mir in die Nase. Mir wurde übel.

Wenn ich es nicht schaffte, die Furie aufzuhalten, dann verbrannte ich mit. Ich mußte Marga einfach bewußtlos schlagen. Sie war schon wieder auf den Beinen, umkreiste mich. Verzerrt war ihr Gesicht. Sie hatte die Zähne gefletscht, wirkte wie ein sprungbereiter Wolf.

»Du kommst hier nicht raus, Bulle. Wir sind stärker. Du wirst vernichtet. Das Feuer wird dich fressen!« Sie lachte irr. Rasch brachte sie einen runden Tisch zwischen uns. Ich hielt die Pistole in der rechten Hand. Die Mündung zeichnete jede Bewegung der Frau nach.

»Willst du mich erschießen?« schrillte sie. »Damit rettest du auch nichts. Du kommst gegen uns nicht an. Ja, gib es ihm, Colette!« Ich hechtete zur Seite. Gerade noch rechtzeitig. Der schwere Kerzenleuchter verfehlte mich um Haaresbreite. Colette, die Untote, hielt ihn in der rechten Hand.

Vom eigenen Schwung wurde sie nach vorn geworfen. Aus der Drehung heraus schmetterte ich ihr den angewinkelten Ellbogen gegen den Körper.

Sie fiel gegen einen Stuhl, stolperte darüber und prallte zu Boden.

Schreiend rollte sie sich sofort herum, geriet in die Nähe der Zündhölzer und bekam sie zu fassen.

Ich sah es und erkannte, daß ich kaum noch eine Chance hatte, das Rad des Schicksals herumzudrehen. Was in den nächsten Sekunden geschah, zählte zu den schrecklichsten Ereignissen in meinem wahrhaft nicht gerade langweiligen Leben.

Von vorne her griff mich Marga an. Ich konnte mich nicht mit beiden Frauen gleichzeitig anlegen, mußte aber eine Katastrophe verhindern. Ich wirbelte herum und schoß.

Die Kugel traf die Untote, bevor sie ein Zündholz anreißen konnte. Das geweihte Silber drang ihr mitten in die Brust.

Gellend schrie sie auf.

Im selben Moment gab es einen Knall, eine Stichflamme puffte vom Boden hoch, ich hörte einen mörderischen Schrei, und dann war die Hölle los.

Nicht das Streichholz hatte das Benzin zur Explosion gebracht sondern das Mündungsfeuer aus meiner Beretta. Ich hätte daran denken müssen. Jetzt war es zu spät.

Im Nu war das Zimmer in eine Flammenwand gehüllt. Das Feuer breitete sich in Sekundenschnelle aus, züngelte der Spur des verlaufenen Benzins nach, fegte nach draußen in den Flur, leckte an den Wänden hoch und steckte die Tapeten in Brand.

Die Untote glich einer lodernden Fackel. Während ich durch Zurückweichen dem aufpuffenden Brand entgangen war, wurde Colette von den Flammen voll erfaßt.

Im Herumwerfen bekam ich Marga zu packen, riß sie einfach mit auf die Tür zu.

»Nein«, brüllte sie. »Ich will nicht!«

Sie stemmte sich gegen meinen Griff, wollte sich in das Feuer werfen. Ich schlug ihr ins Gesicht. Ihr Schreien brach ab.

Im selben Augenblick zerplatzte durch die Hitze die einzige Fensterscheibe des Zimmers. Frischer Wind fegte in den Raum, entfachte das Feuer von neuem und schleuderte mir eine Gluthölle entgegen. Meine Haut schien bereits zu kochen und Blasen zu werfen. Die Haare wurden angesengt, Ich keuchte und hustete. Rauch füllte meine Atemwege. Ich kriegte kaum noch Luft. Meine Kleidung schwelte. Wenige Sekunden später würde auch sie in Flammen stehen.

Wir mußten hier raus. Zögerten wir, bedeutete das unseren Tod. Ich sprang über die verbrannte Untote hinweg, zog die tobende Marga hinter mir her, erreichte den Korridor und stand einer einzigen gutheißen Hölle gegenüber. War das das Ende?

Marga zerrte an meiner rechten Hand. Sie wollte mich zurückreißen.

Ich gab nicht auf, aktivierte meinen Lebenswillen. Ich mußte durch dieses lodernde Flammenmeer, egal was geschah. Atmen konnte ich schon längst nicht mehr. Der Gluthauch hätte mir die Lungen versengt. Dann riskierte ich es.

Ich sprang mit Marga in den Flur hinein, prallte vor die gegenüberliegende Wand, wurde von tanzenden Flammen erfaßt und schrie auf.

Auch Marga brüllte hinter mir. Ich konnte mich nicht weiter um sie kümmern, riß sie mit fort.

Die verdammten Flammen griffen nach mir, leckten mit langen, gierigen Zungen über meine Kleidung, glitten an mir hoch, wollten

mich erfassen und vernichten. Ich kämpfte. Schrie wie ein Wahnsinniger, bekam keine Luft mehr. Meine Lungen drohten zu zerplatzen. Auf einmal war die Angst da, daß ich es nicht schaffen konnte. Es war die Hölle!

Ich sah nur noch das lodernde Feuer, nichts weiter. Aber dann tauchte die Tür mit der großen Glaseinfassung auf. Sie hatte bisher dem Feuer noch standgehalten. Ich warf mich vor. Legte alles, was noch in mir steckte, in diesen verzweifelten Sprung.

Wie ein Felsbrocken durchbrach ich die Scheibe. Ich merkte kaum, daß ich Marga noch immer fest umklammert hielt, fiel in das Treppenhaus hinein, spürte die kühlere Luft und sah die Treppe dicht vor mir.

Ich konnte nicht mehr bremsen. Kopfüber flog ich die Stufen hinab. Ich stieß mir den Rücken, die Seite, prellte meine Arme, den Kopf – einfach alles. Dann war es vorbei.

Ich lag auf dem Treppenabsatz, hörte Stimmen, verstand aber nicht, was gesagt wurde. Dann wurde eine schwere, tropfnasse Decke über mich geworfen.

Flammen verzischten. Rauch stieg von meiner Kleidung hoch. Irgendwo in der Ferne hörte ich das Heulen der Feuerwehrsirenen. Kräftige Hände packten mich, trugen mich die Treppe hinunter.

Langsam sah ich wieder klarer. Auf der Treppe begegneten mir die Feuerwehrleute. Ich wurde nach draußen getragen, saugte die kühle klare Nachtluft in die mißhandelten Lungen, hustete und keuchte. Mir war schlecht, hundeelend. Aber ich lebte. Und das war die Hauptsache. Ich sah mich nach Marga um. Sie wurde soeben aus dem Haus getragen. Die Frau schrie zum Steinerweichen. Um sie war ebenfalls eine Decke gewickelt worden. Ich konnte Teile ihres Körpers sehen und blickte sofort weg.

Marga sah grauenhaft aus. Es stellte sich die Frage, ob ihr überhaupt noch zu helfen war.

Ein Weißkittel eilte auf sie zu, nahm ihren Arm, schüttelte den Kopf und sagte: »Mein Gott.«

Dann gab er ihr eine Spritze. Jemand reichte mir ein Glas mit Wasser. Durstig trank ich es leer. Drei, vier Feuerwehrwagen rasten heran. Ich wurde mitsamt der Trage von der Hauswand weggeschoben und konnte sehen, wie die langen Flammenzungen aus den Fenstern loderten. Leiter fuhren hoch. Aus armdicken Rohren schossen weiße Schaumstrahlen in die Flammen. Die Bond Street war teilweise abgesperrt worden. Polizeiwagen standen auf der breiten Straße. Geisterhaft glitt ihr Blaulicht über die Fassaden der Häuser. Ich strich über mein Haar. An der Stirn war es weggebrannt. Das andere fühlte sich an wie Stroh. Obwohl hinter mir eine regelrechte Hölle lag, fühlte ich mich nicht so schlapp, daß ich unbedingt liegen bleiben mußte.

Ich stand von der Trage auf. Ein Sanitäter wollte mich zurückhalten, doch ich pfiff ihn an. Hastig trat er zur Seite. Ich glaubte, in meinen Knien Pudding zu haben. Im ersten Moment wurde mir schwindlig, und fast wäre ich zurück auf die Trage gefallen, doch der eiserne Wille hielt mich aufrecht. Ich konnte es mir nicht leisten, schlappzumachen. Zuviel stand auf dem Spiel. Ich hatte immer noch nicht herausgefunden, wo sich Jane Collins befand und was dieser Azarin tatsächlich vorhatte. Das sollte mir Marga sagen. Ich mußte mit der Frau reden. Es ging kein Weg daran vorbei, wenn andere Menschenleben gerettet werden sollten.

Meine Kleidung war völlig verbrannt. Sie hing nur noch in Fetzen von meinem Körper. Die Härchen auf der Haut hatte das Feuer weggeschmort, ebenso einen Teil der Augenbrauen. Riß bedeckte mein Gesicht, aber Hautverbrennungen hatte ich nicht. Ich war wohl gerade noch gerettet worden, im Gegensatz zu Marga. Zu ihrer Rettung waren die Helfer einige Sekunden zu spät gekommen.

Die Frau war mit der Trage in einen Krankenwagen geschoben worden. Er stand etwas abseits. Die hinteren Türen waren geschlossen. Als ich auf den Wagen zutrat, verwehrte mir ein Uniformierter den Zutritt.

»Tut mir leid, Sir, aber Doc Hanson ist nicht zu sprechen.« Ich schaute den Mann an. Er handelte in gutem Glauben. Auf eine große Diskussion ließ ich mich nicht erst lange ein, sondern tat das, was ich sonst lieber vermied. Ich zeigte ihm meinen Sonderausweis.

Dieses Dokument ist vom Innenminister persönlich ausgestellt worden. Es gab mir zahlreiche Vollmachten, öffnete mir Tür und Tor.

Der Polizist besah sich den Ausweis, wurde blaß, sah mich an und gab mir das Papier zurück. »Bitte, Sir.« Er öffnete mir die Tür.

Hastig drehte Doc Hanson den Kopf. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich niemanden hier sehen will!« schimpfte er. »Verschwinden Sie, Mister!«

Ich tat das Gegenteil und schloß die Tür von innen. Der Arzt sah mich groß an.

»Sind Sie wahnsinnig, Mister?« keuchte er.

»Ich muß mit der Frau reden!«

»Raus!« brüllte der Doc.

Er war der Typ Militärarzt. Hartes, scharfgeschnittenes Gesicht, graues Haar und einen roten Kopf. Wieder zeigte ich meinen Ausweis vor. Er warf ihn in die Ecke.

Ich begann zu kochen. Und dann schrie ich ihn an. »Jetzt hören Sie mir mal zu, Doc. Wenn ich nicht mehr mit der Verletzten sprechen kann, dann passiert ein Unglück. Dann werden mehr Menschen sterben, als Sie in Ihrem Leben vor dem Tod bewahrt haben. Glauben Sie vielleicht, ich komme hier zum Vergnügen in den Wagen?

Bestimmt nicht!«

Hanson verstand die Sprache. »Okay«, sagte er. »Sie können mit der Patientin sprechen. Ich habe ihr eine Spritze gegeben. Die ersten Schmerzen ist sie los.«

Der Arzt setzte sich auf einen kleinen Klappstuhl und überließ mir seinen Platz.

Ich beugte mich über die Frau. Von ihrem Gesicht war kaum etwas zu erkennen. Eingesalbte Tücher verdeckten die schrecklichen Brandwunden. Nur die Sinnesorgane lagen frei. Marga war bei Bewußtsein, und ein Funke des Erkennens blitzte in ihren Augen auf, als sie mich sah.

»Ich bin es«, sagte ich leise.

Ihre Lippen formten Worte. »Muß – muß ich jetzt sterben?«

»Nein.«

»Sie lügen. Ich spüre es, daß der Tod kommt. Ich spüre es sehr deutlich. Ich habe verflucht gelebt und sterbe auch verflucht. Das wollte ich Ihnen noch sagen.«

»Ich möchte aber noch mehr wissen.«

»Das kann ich mir denken.«

»Wollen Sie mir helfen?«

Sie gab keine Antwort.

»Helfen Sie mir«, bat ich. »Jetzt, in der Stunde Ihres Todes können Sie vielleicht vieles wiedergutmachen.«

»Sie – Sie haben gewonnen. Also los. Fragen Sie. Aber beeilen Sie sich. Viel Zeit habe ich nicht mehr.«

»Wo befindet sich Jane Collins jetzt? Hat Azarin sie entführt?«

»Ja. Auf – auf…« Die Frau röchelte. »Geben Sie mir etwas zu trinken, bitte…«

Der Arzt hatte schon ein Glas Wasser parat. Strafend sah er mich an. Er setzte das Glas der Schwerverletzten an die Lippen.

Sie trank langsam. Dann schloß sie den Mund.

»Griechenland«, flüsterte sie. »In Athen. Sie sind nach Athen geflogen. Privatmaschine. Und von dort fahren sie zu der Insel.«

»Wie heißt die Insel?«

»Delos. Niemand hat sie auf irgend einer Karte eingezeichnet. Es gibt sie offiziell gar nicht. Und doch ist sie da. Ein Boot – es bringt sie rüber. In – in – Athen gibt es einen Mann. Er heißt Kiriakis. Ihn müssen Sie fragen.«

»Was haben Azarin und seine Gehilfinnen auf der Insel vor? Sagen Sie mir das noch!«

»Die Statuen. Sie wollen zu den Statuen. Man muß sie zum Leben erwecken. Es sind ehemalige Bürger von Atlantis.«

»Wie sind sie zu dem geworden?« wollte ich wissen.

Die Frau atmete schwer. »Ich habe keine Ahnung. Ich glaube, es

waren Magierinnen. Wenn sie aus ihrem Schlaf erweckt werden, kann Atlantis wieder das werden, was es schon einmal war. Aber dieses Erwecken ist sehr kompliziert. Es müssen Beschwörungen durchgeführt und bestimmte Gesetze eingehalten werden. Erst dann wird es gelingen, Atlantis…« Sie stöhnte auf. Ich sah in ihre Augen und entdeckte darin den fiebrigen Glanz.

Oder war es bereits der Schleier des Todes, der die Pupillen überzogen hatte?

»Lassen Sie die Verletzte in Ruhe«, sagte der Arzt. »Sie sehen doch, sie schafft es nicht mehr.«

»Doch«, flüsterte Marga. »Ich schaffe es noch. Kommen Sie näher, Sinclair, ich – ich – will Ihnen noch etwas sagen.«

Ich legte mein Ohr dicht an ihre Lippen. »Die Magierinnen waren nicht schlecht. Als der Schwarze Tod kam, hat er sie auf seine Seite gezogen. Vorher dienten sie der Weißen Magie.«

Ich hatte noch zahlreiche Fragen auf dem Herzen. Vor allen Dingen interessierte mich Jane Collins' Schicksal. Ich wollte wissen, was die anderen mit ihr vorhatten. Ich fragte nach Jane.

Mit der Antwort, die ich erhielt, hatte ich zwar gerechnet, trotzdem traf sie mich hart. »Man wird sie töten!«

»Warum?« Ich schrie das Wort fast. »Sie hat niemandem etwas getan!«

»Wenn Sie als Untote wiederaufersteht, könnte die Beschwörung vielleicht noch gelingen. Azarin brauchte ein viertes Mädchen. Colette ist ja nicht mehr da.«

»Gibt es noch eine Chance, sie zu retten?« fragte ich. »Sagen Sie es mir. Welche Gegenbeschwörung muß ich anstellen, um ans Ziel zu gelangen?«

»Davon verstehe ich nichts«, gab sie flüsternd zurück. »Nur Azarin weiß es.«

»Was ist Azarin für ein Mensch? Oder ist er ein Dämon? Fließt auch in ihm das Blut der alten Rasse?«

»Nein. Aber er ist Mensch und Teufel gleichzeitig. Sie sollten sich vorsehen, Sinclair. Azarin ist sehr gefährlich. Und fragen Sie Kiriakis. Er kennt vielleicht…« Sie bäumte sich auf und verstummte. »Es brennt so!« brüllte Marga dann. »Ich…«

Doc Hanson zog mich an der Schulter zurück. »Jetzt ist Schluß, verdammt!« zischt er mir ins Ohr. »Sie haben die Frau zu Tode gequält.«

Ich machte den Platz frei, öffnete die Tür und sprang nach draußen. Am liebsten hätte ich mich in ein Bett gelegt, doch ich wußte, daß dies nicht ging.

Überall am Körper spürte ich Schmerzen. Ich hatte das Gefühl, mit zahlreichen Reibbürsten bearbeitet worden zu sein. Alles brannte und

stach.

Die Löscharbeiten waren noch im Gange. Drei Feuerwehrwagen waren vorgefahren. Aus sechs Schläuchen spritzte der Schaum durch die Fenster. Dort schlugen bereits keine Flammen mehr heraus, sondern dichte, schwarzgraue Rauchwolken. Die Männer von der Brandbekämpfung hatten ein Übergreifen des Feuers verhindert.

Doc Hanson verließ ebenfalls den Krankenwagen. Er blieb neben mir stehen. »Sie ist tot«, sagte er, ohne mich anzuschauen.

»Geben Sie mir die Schuld?«

»Nein. Sie haben ja alles versucht. Sie hat es mir in den letzten Sekunden ihres Lebens noch gesagt. Tut mir leid, wie ich vorhin reagiert habe.«

»Vergessen, Doc.«

»Hat die Frau Sie denn weitergebracht? Ich habe Teile des Dialogs gehört. Worum geht es eigentlich?«

Ich lächelte mager. »Ihnen das jetzt zu erklären würde eine Menge kostbare Zeit in Anspruch nehmen. Außerdem würden sie mir nicht glauben.«

»Sie haben von Atlantis gesprochen?« Der Arzt ließ nicht locker.

Ein Konstabler rettete mich vor einer Brüskierung des Arztes. Der gute Mann kam auf uns zugelaufen und winkte mit beiden Armen. »Telefon für Sie, Sir.«

Ich ging dem Konstabler entgegen. »Wo?«

»Im Einsatzwagen. Kommen Sie. Es scheint dringend zu sein.«

»Und wer verlangt mich da zu sprechen?«

»Ich weiß den Namen nicht, Sir.«

Ich klemmte mich auf den Beifahrersitz und nahm den Hörer des Autotelefons.

»Alles klar, John?« hörte ich Sukos vertraute Stimme.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Suko hatte ich in dem ganzen Trubel völlig vergessen. Und dabei war er das auslösende Moment gewesen. Hätte er sich gemeldet…

»Was ist denn geschehen, Suko? Wo bist du überhaupt?«

»Ihr deinem Büro. Powell ist auch hier. Er erwartet dich.«

Ich warf einen schnellen Blick auf die Uhr. Bereits zwei Stunden nach Mitternacht. »Okay, ich komme«, erwiderte ich.

»Vorher fahre ich noch bei mir zu Hause vorbei und ziehe mich um. Ich sehe wie gegrillt aus. Dann sag Powell, er soll zwei Plätzt für die nächste Maschine nach Athen buchen. Es ist brandeilig. Verstanden?«

»Alles klar, John. Bring mir auch Kleidung mit. Ich bin leicht über eine Straße gerutscht.«

»Mache ich. Bis gleich.« Ich hängte ein, bedankte mich mit einem Nicken bei den Kollegen und rannte zu meinem Bentley.

Jetzt zählte jede Sekunde…

***

Fünfundvierzig Minuten später hockte ich in meinem Büro. Frisch geduscht und eingekleidet, zwei Tassen Kaffee im Magen. Fit fühlte ich mich trotzdem nicht. In meinem Hals hatte ich einen Geschmack, der von gekautem Sandpapier stammen konnte.

Suko hatten die Medizinmänner verpflastert. Er trug keinen Verband mehr um den Kopf. In Topform präsentierte auch er sich nicht gerade. Stichwortartig erstattete er mir Bericht. Superintendent Powell wußte schon Bescheid. Er hatte wieder seine bittere Miene aufgesetzt und nippte hin und wieder an seinem Magenwasser.

»Ich habe in Heathrow nachfragen lassen«, berichtete er. »Die Maschine ist längst weg. Keine Chance mehr für uns.«

»Und in Athen?« fragte Suko. »Sie könnten doch der griechischen Polizei einen Wink geben, Sir. Azarin würde mit seinen Begleiterinnen nach der Ankunft dort verhaftet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist zu gefährlich. Dieser Mann würde sich nicht scheuen, Jane Collins umzubringen. Und wenn er es nicht schafft, dann tun es die Wiedergängerinnen. Es ist zu riskant für uns.«

»Bleibt nur eine Möglichkeit«, meinte Powell. Ich nickte. »Wir fliegen selbst hin.«

Mein Chef war einverstanden. »Die nächste Maschine startet erst in einigen Stunden.«

»Das ist verdammt spät.«

Powell blickte mich an. »Zu spät?«

»Ja.«

Mein Chef lächelte, was bei ihm selten vorkam. »Ich habe mir so etwas fast gedacht. Aus dem Grund steht auch eine Kuriermaschine für Sie bereit, John. Ein schneller Jet, der Sie und Suko nach Athen schafft. Sie landen dort auf dem Mililärflughafen. Ich habe meine Beziehungen spielen lassen und führende Leute in Griechenland eingeweiht. Sie werden keinerlei Schwierigkeiten bekommen, das hat man mir versichert.«

»Ich danke Ihnen, Sir«, erwiderte ich.

»Holen Sie Jane raus«, gab Powell zurück. »Außerdem reagiere ich mittlerweile allergisch, wenn ich ›Schwarzer Tod‹ höre Dieser Bursche hat schon zuviel Unheil angerichtet.«

»Bursche ist gut«, sagte Suko.

Powell erhob sich. »Ein Wagen steht für Sie bereit. Der Fahrer wird Sie zum Flughafen bringen. Viel Glück.«

Wieder einmal mußte ich mich über meinen Chef wundern. Wer ihn nicht kannte, hielt ihn für einen Komiker. Das permanente Magenleiden, die Brille mit den dicken Gläsern und den eulenhaft wirkenden Augen dahinter und das meist schmerzlich verzogene Gesicht.

Doch Powell war ein glänzender Stratege, das hatte er in den letzten Minuten bewiesen. Er dachte nicht nur mit, sondern auch im voraus.

So etwas findet man selten.

Ich leerte den Pappbecher mit der Automatenbrühe, klopfte Suko auf die Schulter und sagte: »Komm!«

Mein chinesischer Partner hatte sich bereits im Waschraum umgezogen. Unser Driver wartete in der Fahrbereitschaft. Er legte seine Zeitung weg, als wir den Raum betraten.

Mich kannte er, aber Suko noch nicht.

»Keine Angst«, sagte ich grinsend. »Der frißt Sie nicht. Suko ist harmlos.«

»Nur wenn man mich nicht reizt«, erwiderte mein Freund und verdrehte die Augen…

***

Griechenland empfing uns mit einem Postkartenhimmel. Strahlendes Blau, keine Wolke und eine Fernsicht, die phänomenal war. Wir konnten weit nach Süden sehen, auf das Meer hinaus und die vielfältige Inselwelt der Ägäis. Irgendwo dort mußte die Insel Delos liegen. Dieses Eiland, das unser Ziel sein sollte.

Der kleine Jet hatte bereits Landeerlaubnis erhalten. Er flog noch eine Schleife über dem Flughafen und ging dann tiefer. Suko und ich hatten geschlafen und waren erst vor wenigen Minuten wach geworden.

Ich fühlte mich wesentlich besser als in London, aber vielleicht war auch das Wetter daran schuld.

Linde Frühlingsluft, eine frische, vom Meer her wehende Brise. Und kein Regen und Schnee wie in London. Die Formalitäten verliefen ohne Zwischenfälle. Powell hatte wirklich großartige Vorarbeit geleistet. Wir wurden von zwei hohen Beamten empfangen, die unsere Papiere kontrollierten. Dann durften wir gehen. Ich hatte einen Namen. Kiriakis. Mir wurde gesagt, daß dieser Name nicht gerade selten vorkam. Wie sollte ich also unseren Kiriakis herausfinden?

Und wieder half mir die Polizei. Als ich dem zuständigen Präfekten in dessen Büro gegenüber saß, griff er zum Telefon, schnatterte zwei Minuten lang in den Hörer und grinste dann zufrieden von Ohr zu Ohr.

»Schaffen wir spielend«, sagt er in seinem harten Englisch.

»Wir haben überall gute Leute.«

Nickend zwirbelte er an seinem gewaltigen Schnauzer.

Ich war gespannt, mußte jedoch dreißig Minuten warten, bis ein Uniformierter das Büro des Präfekten betrat. Der Mann war klein und dick. Das Koppel spannte sich nur so um seinen tonnenartigen Bauch.

Er rasselte eine Meldung herunter, und danach sprachen die beiden

Beamten.

Ich verstand immer nur Bahnhof.

Schließlich übersetzte der Präfekt. Er strahlte dabei wie ein dreiarmiger Leuchter. »Wir haben es geschafft, Kollege. Da sagt man immer, unsere Polizei taugt nichts. Von wegen.« Er stand auf und wanderte im Büro herum.

»Also«, dozierte er. »Der Kiriakis, von dem Sie sprechen, wohnt in der Altstadt. Er gilt als Zauberer, Beschwörer und Wunderheiler. Die einfachen Menschen gehen zu ihm, wenn sie Probleme haben. Man sagt, Kiriakis habe schon mehrere Male gelebt. Aber das ist sicher Schwindel.«

»Na, phantastisch«, rief ich. »Geben Sie mir die genaue Adresse.«

Er schrieb sie mir sogar auf. Der Präfekt klopfte mir auf die Schulter. »Sagen Sie Bescheid, wenn Sie Erfolg gehabt haben, Herr Kollege?«

»Natürlich. Ich bin Ihnen schließlich sehr dankbar.«

Der Grieche winkte ab. »Ist doch selbstverständlich«, lachte er.

Für meinen Begriff lachte er zuviel. Solche Typen hatten immer noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Ich verschwand aus dem Polizeipräsidium. Mit dem Taxi ließ ich mich zu unserem Hotel fahren, wo Suko bereits in meinem Zimmer wartete. Das Hotel war ein Glaspalast, erst zwei Jahre alt, auch für englische Verhältnisse recht teuer. Doch auf die schnelle hatten wir keine andere Bleibe finden können.

»Ich habe die Adresse«, rief ich und hielt den Zettel hoch.

Suko schwang die Beine vom Bett und schlüpfte in seine Schuhe. »Worauf warten wir noch?« rief er.

»Moment.« Ich ging zu einem kleinen Tisch, auf dem neben dem Telefon auch noch das Fernsprechbuch von Athen lag.

»Vielleicht kann man den Knaben erreichen?«

Ich blätterte den Wälzer auf. Es gab zahlreiche Kiriakis, aber keiner war unter der Adresse vermerkt, die man mir gegeben hatte.

»Bestellen wir eben ein Taxi«, sagte Suko und griff an meiner Stelle zum Telefonhörer.

Drei Minuten später war der Wagen da.

Für uns begann eine Fahrt ins Ungewisse.

***

Die Gischt der Bugwelle spritzte über die flachen Aufbauten des Bootes und perlte in Tausenden von blitzenden Tropfen gegen die Gesichter der Frauen. Drei Untote und Jane Collins.

Jane war gefesselt. Sie hatten sie mit Stricken an die Sitzbank im Heck des Bootes gebunden, damit sie nicht in letzter Sekunde einen Fluchtversuch unternahm.

Es war alles perfekt vorbereitet. Ein Vertrauter hatte Azarin mit

seinen Begleiterinnen erwartet und sie zum Hafen gebracht, wo das Boot lag.

Azarin selbst übernahm die Führung. Jane mußte sich eingestehen, daß er etwas vom Bootfahren verstand. Geschickt wich er querlaufenden Wellen aus, hielt das Boot in einer möglichst geraden Lage.

Die drei Untoten standen neben Jane und ließen sie trotz der Fesseln nicht aus den Augen. Sie wirkten wie Statuen aus einer anderen Welt. Kalt und bleich. Kein Muskel regte sich in ihren Gesichtern. Starr und abweisend war der Blick. Aus Gesprächen hatte Jane Collins erfahren, daß die geheimnisvolle Insel Delos hieß. Sie lag inmitten der Ägäis, in dieser malerischen Inselwelt. Dort würde sich das Rätsel lösen, das Jane Collins beschäftigte.

War Delos das Verbindungsglied zu diesem geheimnisvollen Kontinent Atlantis?

Jane fühlte ihre innere Ungeduld. Sie hatte nicht nur Angst, sondern war auch neugierig. Vielleicht lag es an ihrem Beruf, daß sie die Gefahr nicht mehr so klar und deutlich erkannte. Das Meer lag als grünblaue wellige Fläche vor ihr. Ein leichter Dunstschleier schwebte über dem Wasser. Er konzentrierte sich besonders auf die zahlreichen Inseln, die weit verstreut in der Weite der Ägäis lagen.

Es waren zahlreiche Schiffe unterwegs. Schneeweiße Privatyachten, meist im Besitz reicher Europäer. Kreuzfahrtschiffe, die sich – voll beladen mit Touristen – ihren Weg durch die Inselwelt suchten.

Wie eine feurige Orange stand die Sonne am Himmel. Ihre Strahlen dampften auch die letzten Nebelreste über dem Wasser fort und brachen sich dann glitzernd auf den Kämmen der langen Dünung.

Backbord sah Jane Collins ein felsiges Eiland aus dem Wasser ragen. Das braune Gestein zeigte tiefe Risse und Kerben. Zeichen, die vom Wind und Wetter herrührten. Das Boot umrundete die Insel. An ihrem felsigen Ufer brach sich schäumend die Brandung.

Azarin lenkte das Boot jetzt an der Ostseite der Insel entlang. Vor dem Bug lag wieder das offene Meer, dessen Fläche mit dem Horizont verschwamm.

Noch eine Stunde waren sie unterwegs, als Azarin den Motor drosselte.

Jane Collins, die in einen unruhigen Schlummer gefallen war, hob den Blick.

Im ersten Moment erschrak sie. Am Bug des Bootes schlug die Brandung hoch. Das Wasser klatschte gegen die nackten Felsen und wurde fontänenartig zurückgeworfen. Jane hatte das Gefühl, das Boot würde geradewegs auf die Insel zufahren und am Gestein zerschellen.

Das war nicht der Fall. Urplötzlich wurde die See ruhiger. Eine Art Rinne tat sich auf. Sie führte zwischen gezackten und rauhen Riffen

direkt auf die Insel zu.

Azarin drehte sich hastig um. »Löst ihr die Fesseln!« rief er.

Geschickt trennten die Untoten die Stricke durch, während Azarin noch mehr mit der Geschwindigkeit herunter ging.

Links und rechts zischte und gurgelte das beinahe kristallklare Wasser um die Klippen. Strömungen bildeten sich, schäumende Kreisel. Doch Azarin verstand etwas von der Seefahrt. Sicher lenkte er das Boot zwischen den gefährlichen Klippen hindurch und ließ es auf einen kleinen Sandstreifen auslaufen.

Der Bug schabte über den feinkörnigen Sand, während die Heckschraube noch Wasserberührung hatte.

Die Untoten wußten, was sie zu tun hatten. Sandra und Franca packten Jane Collins an den Ellenbogen und zogen sie hoch. Sie machten es rauh und warfen sie in den Sand.

Azarin war ebenfalls aus dem Boot gestiegen. Er deutete nach vorn. »Folgt mir!«

Rasch ging er vor. Sandra und Franca hatten Jane in ihre Mitte genommen und schleiften die Detektivin hinter dem Anführer her. Sie gingen geradewegs auf einen bräunlich schimmernden Felsen zu, der wie eine überdimensionale Hand in den strahlend blauen Himmel wuchs. Die Felswand sah aus, als wäre dort kein Durchkommen, doch als Jane näher kam, erkannte sie den Spalt, der das Gestein teilte. Er war ziemlich schmal. Menschen konnten nur hintereinander gehen.

Sie nahmen Jane Collins in die Mitte. Sandra ging vor, Franca hielt sich hinter ihr. Es folgte noch die dritte im Bunde, Karin von Rodeneck.

Jane Collins schien es, als hätte sie eine andere Welt betreten.

Das Rauschen des Meeres blieb zurück, war nur noch als unterschwelliges Brausen zu hören.

Jane sah nach oben. Dort stiegen die engen Wände wie ein Schornstein in die Höhe. Sie wuchsen zusammen, denn das Blau des Himmels war verschwunden.

Eine düstere, fremdartige Welt. Eine Welt voller Stille. Jane sah kein Tier, das auf dieser Insel lebte. Nur den nackten Fels, über den sie jetzt schritten.

Es wurde dunkel und wenig später regelrecht finster. Jane war mit den Untoten zwischen die Felsen gegangen. Sie fühlte sich wie in einem riesigen Grab.

An ihrem Rücken spürte sie Francas kalte Totenhand. Die Wiedergängerin wollte ihr Opfer nicht verlieren. Jane wußte nicht, wie lange sie in der Dunkelheit gegangen waren, als sie auf einmal den schwachen blauen Lichtschein bemerkte.

Er schien sehr weit entfernt zu sein, doch das stellte sich bald als eine optische Täuschung heraus. Schon nach wenigen Schritten wurde das

Scheinen intensiver, und Jane konnte wieder ihre Umgebung erkennen.

Sie befanden sich nicht mehr in diesem schmalen Gang, sondern in einer gewaltigen Höhle.

Das blaue Scheinen pulsierte in der Luft, leuchtete die Höhle mit seinem magischen Licht aus.

Jane Collins interessierte sich für diese Lichtquelle, ging einige Schritte vor und blieb abrupt stehen. Was sie sah, verschlug ihr den Atem!

***

Kiriakis hauste in einem Keller. Eine schmale Steintreppe führte zu seiner Bleibe.

Wir befanden uns mitten in der Altstadt. Schmale, schiefe Häuserfronten, dazwischen Straßen, die den Namen gar nicht verdienten, und winklige Gassen.

Der Taxifahrer hatte uns nicht bis zum Ziel gefahren. Die Gasse war zu eng für seinen alten Chevrolet. Dafür hatte der Fahrer uns den weiteren Weg erklärt. Und jetzt standen wir vor Kiriakis' Bleibe. Wir wurden angestarrt, als kämen wir vom Mond. Aus Fenster- und Türlöchern beobachtete man uns. Manchmal versteckt, dann wieder ganz offen.

Von irgendwoher erklang eine wehmütige Melodie. Kinder starrten auf uns herab. Als wir hochblickten, streckten sie uns ihre Zungen heraus.

»Hoffentlich versteht Kiriakis unsere Sprache«, flüsterte Suko. Ich hob nur die Schultern, Mittlerweile war es mir schon zu warm. Das Hemd klebte unter den Achselhöhlen. Kiriakis' Wohnung hatte keine Tür. Wir mußten einen alten Vorhang zur Seite schieben, der schon mehr an einen großen Saal erinnerte.

Dämmerlicht schlug uns entgegen. Nach der Helligkeit des Mittags hatten es unsere Augen schwer, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

»Kommt näher«, hörten wir eine melodisch dunkle Stimme aus der Finsternis. »Ich habe euch erwartet.«

»Der spricht tatsächlich englisch«, raunte Suko. »Sieh mal an.«

Wir mußten uns ducken, um in die Wohnung zu gelangen. Eine seltsame Duftmischung kitzelte unsere Geruchsorgane. Es roch nach scharfem Essen, nach Weihrauch. Auch ein Hauch von Jasmin und Oleander schwebte dazwischen. Allmählich konnten wir Konturen erkennen, und ich sah auch Kiriakis.

Er winkte mit der Hand. »Sie haben uns erwartet?« fragte ich.

»Ja. Ich wußte, daß ihr kommen würdet. Das Buch des Schicksals ist vielfältig und rätselhaft. Auch ihr seid darin verzeichnet, als Retter und Kämpfer des Lichts. Aber genug der Worte. Ich will euch ansehen,

meine Freunde.« Über seinem Kopf leuchtete ein geisterhaftes, fahlrotes Licht auf. Wir konnten den geheimnisvollen Kiriakis besser erkennen. Er war schon ein ungewöhnlicher Mann. Steif saß er auf dem Stuhl mit der hohen Lehne, die über seine Schultern reichte. Er hatte die Arme auf die Lehnen gelegt und den mageren Oberkörper ein wenig vorgebeugt. Sein Gesicht war schmal. Durch das rote Licht wirkte es wie mit Blut übergossen. Die Lippen waren in der faltigen Haut kaum zu erkennen. Wie eine Kante sprang die gebogene Nase aus dem Gesicht. Das graue Haar hing weit über die Ohren.

Kiriakis trug ein Gewand, das mit Stickereien abgesetzt war. Seine Füße steckten in Riemensandalen, der magere Hals schaute aus dem grünlich schillernden Gewand hervor wie der eines Geiers.

Dicht vor ihm blieben wir stehen. Von der Außenwelt war nichts mehr zu hören. Wir hatten hier eine andere Welt und Zeit betreten.

Der Raum selbst glich einer Rumpelkammer. Ich sah ausgestopfte Tiere, alte Kisten und Sitzbänke. Tiegel, Tongefäße, Mörser, Glasflaschen. Wie die Hexenküche eines mittelalterlichen Alchimisten hatte sich der gute Kiriakis eingerichtet. War er ein Scharlatan oder ein echter Verbündeter? Ich hoffte, auf diese Frage in den nächsten Minuten eine Antwort zu erhalten.

»Die Stunde der Entscheidung ist nah, meine Freunde«, sagte er mit leiser, kaum zu verstehender Stimme. »Die Wiedergeburt einer alten Kultur, einer alten Rasse und eines glanzvollen Kontinents steht dicht bevor. Ich spüre und fühle es sehr deutlich. Delos, die alte Steininsel, wird zum Zentrum der Umwandlung. Aber es droht Gefahr. Finstere Mächte haben ihre Hand im Spiel. Böse, magische Kräfte wollen mit allen Mitteln versuchen, die Kreise des Lichts zu stören. Die Bösen sind schon weit, sehr weit…«

Er verstummte und holte tief Atem. Sein Blick haftete dabei auf mir. Ich fühlte mich unbehaglich, die Augen des Alten schienen meine Seele zu durchforsten. »Woher kennen Sie mich?« fragte ich ihn.

Er lächelte unergründlich. »Ich bin ein alter weiser Mann. Und ich lebe nicht zum erstenmal. Mehrere Male wurde ich wiedergeboren. Mein erstes Leben aber war in…«

»Atlantis?« flüsterte ich fragend.

»Ja.« Er nickte. »Ich gehörte zu den Weisen, die versucht haben, alles zu retten. Wir wollten den Kontinent, wollten unsere Welt vor dem Untergang bewahren, doch die anderen waren stärker.«

»Wer sind diese anderen?«

»Ihr nennt sie Dämonen. Wir nannten sie die Wächter der Finsternis. Ihr Anführer war Satans rechte Hand. Er hat wie viele von ihnen die Zeiten überdauert, wartet auf eine Rückkehr, um seine Schreckensherrschaft auch in der sichtbaren Welt zu stärken.«

»Ist es der Schwarze Tod?«

»Du hast recht, mein Freund. Es ist der mächtigste aller Dämonen. Der Pestbringer, der Meister des Chaos', der grausame Tyrann. Er kennt keine Gnade. In Atlantis hat er gewütet. Wir waren nicht stark genug, er hat uns alle überrollt. Auch gab es Verräter in unseren Reihen. Schon damals strebten die Menschen nach Macht und Reichtum. Und dafür waren sie bereit, ihre Freunde zu opfern. Atlantis ging unter. Es wurde von Urgewalten zerstört, noch bevor der Schwarze Tod es fest in seine Hand bekommen konnte. Aber er hat nie aufgegeben. Er hat eine kaum zu begreifende Geduld. In der letzten Zeit mehrten sich Anzeichen für eine Erstarkung dieses Dämons. Ich habe alles genau verfolgen können. Ich weiß, daß du, John Sinclair, und deine Freunde gegen ihn gekämpft habt. Ich weiß um die Schrecken, die ihr erlebt habt, und die Teilniederlage, die ihr der Schwarzen Tod beibrachtet. Er ist nie richtig zum Durchbruch gekommen. Bis zum heutigen Tag…«

»Und jetzt?« fragte ich. »Wenn du alles weißt, Kiriakis, dann ist dir auch bekannt, daß wir zu dieser Insel wollen.« Ich duzte ihn jetzt auch.

Kiriakis nickte bestätigend.

»Wirst du uns fuhren?« fragte ich hoffnungsvoll.

»Ich bin zu alt. Außerdem ist es ein weiter Weg. Wir haben nicht mehr die Zeit.«

Ein dicker Kloß hing mir plötzlich im Hals. Wie sollte ich Jane Collins jemals retten können, wenn dieser Weise schon sagte, daß die Zeit vertan war?

»Gibt es noch eine Chance?«

Kiriakis ließ sich Zeit mit seiner Antwort. Ich war ungeduldig, auch Suko neben mir atmete schneller.

Kiriakis bemerkte unsere Spannung und Ungeduld. »Keine Angst«, sagte er mit einer Stimme, die beruhigend klang. »Ich weiß einen Weg, wie wir gefahrlos nach Delos gelangen.«

»Und welchen?«

»Warte ab, John Sinclair. Ungeduld war nie die Stärke eines Mannes. Ich kenne dich. Es geht dir um eine junge Frau namens Jane Collins. Sie befindet sich in den Händen eines Teufels, aber sei gewiß, wir werden sie retten.«

»Welche Rolle spielen die untoten Frauen und Mädchen?« wollte ich wissen. »Warum hat man sie erst sterben lassen, um sie dann wiederauferstehen zu lassen?«

»Das«, und jetzt klang die Stimme des Alten sehr ernst, »ist das große Geheimnis der Insel. Es liegt in den Ursprüngen des Kontinents Atlantis begründet. All die Mädchen, die Azarin auf die Insel geschafft hat, haben bereits einmal gelebt.«

»Auch Jane Collins?«

Jetzt lächelte Kiriakis wieder. »Nein, sie nicht. Und das ist deine Chance. Azarin braucht vier Mädchen, doch drei hat er nur. Er muß aber mit der Beschwörung beginnen, sonst ist alles aus.«

»Dann muß er versuchen, Jane in den magischen Vorgang zu integrieren?«

»Etwas vornehm ausgedrückt, aber so ist es.«

»Könnte er es schaffen?« bohrte ich weiter.

»Möglich, aber dazu müßte Jane Collins erst sterben!«

Mir gab es einen Stich. Jane befand sich in höchster Gefahr, und wir standen hier herum und redeten. Ich mußte etwas unternehmen.

Kiriakis merkte, welche Gefühle in meinem Innern tobten. Beruhigend hob er die rechte Hand. »Du brauchst keine Angst zu haben, John Sinclair. Wir werden sie retten.«

»Dann laß uns gehen!« rief Suko.

Der Alte nickte. Er erhob sich. »Folgt mir«, sagte er.

In der Mitte des Raumes zog er einen alten Teppich zur Seite und deutete auf ein im Boden eingelassenes Steinviereck.

»Es ist der Einstieg zur magischen Höhle!« flüsterte er. »Kaum jemand kennt mein Geheimnis. Ihr gehört nun zu den Auserwählten. Zeigt euch dieser Ehre würdig.«

Trotz seiner geschraubten Sprache wirkte dieser Mann nicht lächerlich. Im Gegenteil. Eine andere Redeweise hätte gar nicht zu ihm gepaßt.

Er berührte den Stein an vier bestimmten Stellen. Neigte den Kopf etwas und murmelte Worte, die Suko und ich nicht verstanden.

Die Wirkung der Sätze war verblüffend. Der Stein begann sich zu bewegen. Es knirschte in den Fassungen, dann sackte der Stein tiefer und rutschte einfach zur Seite. So, als würde er in der Luft schweben. Kiriakis trat zur Seite und holte eine alte Öllampe. Er schraubte den Docht höher und deutete auf eine Steintreppe, die in die Tiefe eines Kellers führte.

»Wir gehen dort hinunter«, sagte er. »Folgt mir und sprecht kein einziges Wort. Es würde die Magie des Augenblicks stören.«

Durch meinen Kopf schossen zahlreiche Gedanken. Es war unerklärlich, was ich hier in diesem alten Haus erlebte. Durch Zufall waren wir einem Geheimnis auf die Spur gekommen, das uns mit einer Welt konfrontierte, die ich nur aus Sagen kannte. Suko erging es sicherlich nicht viel anders. Wir stiegen hinab. Die Stufen mußten uralt sein. An den Ecken war der Stein bereits abgebröckelt. Stickige Luft empfing uns. Ihr Sauerstoffgehalt war gering. Die Kerzenflamme begann zu flackern, brannte jedoch weiter.

Der Keller war nur halb so groß wie die Wohnung. Und mit einer noch tiefer gezogenen Decke. Suko und ich konnten nicht aufrecht stehen. Auch Kiriakis mußte sich bücken. Die rußende Flamme

erhellte den Keller nur spärlich. Doch was uns auffiel, war das Pentagramm. Mit roter Farbe war es auf den Boden gezeichnet. Genau in der Mitte zeigte es einen strahlenden Stern, und an den Schnittpunkten des Pentagramms las ich magische Worte aus der Kabbala.

»Das ist die uralte Sprache!« wisperte mir der Alte ins Ohr. »Schon in Atlantis war sie bekannt. Die Magier und Zauberer bedienten sich ihrer.«

Ich sah mich um, betrachtete aufmerksam alle Gegenstände. Die Wände waren nackt und leer. Wenn das Licht in einem richtigen Winkel darauf fiel, glänzten sie feucht. An der Stirnseite des Kellers standen kleine flache Tonschalen. Sie waren mit Kräutern gefüllt, die einen betörenden Duft verbreiteten. Und doch war es mir, als lauere irgendwo eine Gefahr. Eine nicht sichtbare oder erklärbare – dennoch, ich war auf der Hut. Flüsternd erzählte ich Suko von meiner Ahnung. »Wir werden aufpassen«, antwortete mein chinesischer Partner.

Kiriakis hatte mitbekommen, worüber wir uns unterhielten. »Ja«, sagte er. »Die Kräfte der Finsternis haben sich konzentriert. Wir müssen uns beeilen. Helft mit. Die Zeit drängt. Ich wußte nicht, daß es schon soweit ist. Die im Schattenreich gefangenen Geister beginnen sich zu lösen. Kurz bevor Atlantis versank, haben wir sie durch Beschwörungen unschädlich machen können. Doch jetzt formieren sie sich zum Angriff. Ich spüre es. Auf der Insel läuft bereits das Ritual ab. Schnell, die Kräuter.« Mit zitternder Hand deutete der Alte auf die Schalen. Kiriakis stand inmitten des Pentagramms. Suko und ich machten uns an die Arbeit. Reichten ihm Schale auf Schale. Plötzlich hörte ich über mir ein Geräusch. Ich hob den Blick. Der schwebende Stein glitt zurück in die Fassung.

»Da!« rief ich. »Der Stein – er…«

Die nächsten Ereignisse rissen mir die Worte förmlich von den Lippen. Auf einmal strahlten die Wände in einem intensiven Blau. Es war so grell, daß es mich und Suko blendete. Schützend rissen wir unsere Arme vor die Augen.

Trotz dieses Lichtes sah ich die schrecklichen Gestalten. Sie quollen aus dem grellen Schleier, waren bewaffnet und stürzten auf uns zu…

***

Inmitten der Höhle standen vier Statuen! Makellose, bläulich schimmernde Modelle, von denen das intensive Licht ausging. Sie standen in einem Halbkreis zueinander, und Jane, die schon viel erlebt hatte, war sprachlos. Die Statuen glichen haargenau den Untoten! Rechts von Jane, also ganz außen, stand Karin von Rodeneck. Ihr Körper war gestreckt. Sie hatte die Arme erhoben und die Finger gespreizt. Auf ihrem glatten Gesicht lag ein hintergründiges

Lächeln.

Janes Blick wanderte hin zur zweiten Figur. Sie sah das getreue Ebenbild der Sandra Moran. Selbst die zahlreichen Locken waren nachgebildet worden. Die Figur hielt die rechte Hand ausgestreckt, als würde sie auf irgend etwas deuten. Auch auf ihrem Gesicht lag dieses wissende und geheimnisvolle Lächeln. Die nächste Statue zeigte Franca Corelli. Sie war kleiner als die anderen. Mit jugendlichen Brüsten, schlanken Schenkeln und dem hübschen Puppengesicht.

Die vierte Frau kannte Jane vom Ansehen her nicht. Aber das mußte Colette sein. Doch sie lächelte nicht. Im Gegenteil. Ihre Gesichtszüge waren vor Schmerzen entstellt und der Körper gekrümmt. Von den Fingerspitzen hatten sich kleine Steine gelöst und waren zu Boden gefallen. Colette sah aus, als würde sie jeden Moment stürzen. Sie strahlte auch als einzige nicht in diesem so intensiven Blau. Etwas war mit ihr geschehen. Jane begann sich Gedanken darüber zu machen. Vielleicht existierte die untote Colette nicht mehr. Hatte John Sinclair es geschafft, sie in London zu vernichten? Machte sich der Tod der Wiedergängerin hier an dieser glatten Statue bemerkbar?

Vier Mädchen brauchte Azarin für seine Beschwörungen. Drei hatte er nur noch zur Verfügung. Und Jane Collins…

Azarins Stimme unterbrach ihre Gedanken. »Du siehst es selbst, Jane Collins, Colette gehört nicht mehr zu uns. Dieser Sinclair wird es geschafft haben. Aber er kann uns nicht ausschalten. Wir haben dich, und ich werde die Dämonen anflehen, damit sie dich akzeptieren. In dieser Höhle wohnt die Schwarze Magie eines uralten Kontinents. Vier Mädchen dienten damals dem Schwarzen Tod, bevor sie durch den Fluch der Weißen Magie kurz vor dem Ende zu Stein wurden. Es war die letzte Rache der Priester des Lichts, aber die war nicht für eine Ewigkeit geschaffen. In ferner Zukunft, so schrieben es die magischen Tafeln, sollte dieser Fluch aufgehoben werden. Und der Zeitpunkt ist nun gekommen. Was das Dämonenauge uns zeigte, wird nun eintreffen. Die Grausamen von Atlantis kehren zurück, und du, Jane Collins, wirst uns dabei helfen!«

Obwohl Jane Collins Angst hatte, bot sie Azarin die Stirn. »Niemals«, erwiderte sie, »niemals werde ich bei diesem verruchten Plan helfen. Ich werde nicht zu Ihrem Handlanger! Lieber sterbe ich!«

Da lachte Azarin auf. »Sterben wirst du ohnehin, Jane Collins. Du mußt sterben, damit durch deine Seele die Statue der Colette zum Leben erweckt wird. So schreibt es das Ritual vor. Die Seele der anderen sind gefangen im Dämonenauge. Dieses Relikt ist noch älter als der Kontinent Atlantis. Es hält die Seelen der Untoten fest. Aber es verspricht auch Rettung. Wenn jemand das Auge findet und es zerstört, dann können die Seelen durch Raum und Zeit wieder in die Körper zurückwandern und ihn zum Leben erwecken. Aber niemand –

und nicht einmal ich – weiß, wo sich das geheimnisvolle Auge befindet. Ich weiß nur, daß es alles sieht und speichert. Für den Schwarzen Tod ist es so wichtig wie der Satan persönlich. Aber genug der langen Rede. Laßt uns beginnen. Sandra!« rief Azarin.

Die Untote setzte sich in Bewegung. Sie ging auf ihr Ebenbild zu. In ihrem Gesicht zuckte kein Muskel, es glich dem der Statue Janes Lage war hoffnungslos. Und doch gab die Detektivin nicht auf. Sie dachte an den Weg, den sie genommen hatten. Wenn es ihr gelang, zurückzulaufen und sich das Boot zu kapern, dann gab es vielleicht noch eine Chance zur Flucht. Unauffällig blickte sich Jane Collins um. Karin und Franca beachteten sie nicht. Sie hatten nur Augen für die Statuen. Und auch Azarin verfolgte mit gebanntem Blick den Weg der jungen Sandra. Das war ihre Chance!

Jane warf sich auf dem Absatz herum, sprintete mit langen Schritten auf den Gang zu, der zwischen den Felsen hindurch in die Freiheit führte, hörte hinter sich Azarins überraschten Ruf und dann sein gellendes Lachen. Im nächsten Augenblick erkannte sie den Grund. Der Gang war verschlossen!

Zugewachsen mit bläulich schimmerndem Fels. Obwohl Jane die Gefahr im letzten Augenblick erkannte, konnte sie nicht rechtzeitig stoppen und prallte gegen das Gestein. Sie schrie auf.

Azarin lachte weiter. »Du bist dumm, Jane Collins!« Seine Stimme gellte in ihren Ohren, wurde von den Höhlenwänden noch verstärkt. »Ich habe dir doch gesagt, daß hier die Schwarze Magie regiert. Eine Flucht ist unmöglich. Sieh das endlich ein!«

Jane sah es ein. Sie hatte auf einmal keine Kraft mehr und konnte sich nicht auf den Beinen halten. Langsam sackte sie an der rauhen Felswand zu Boden. Azarin hatte gewonnen!

***

»Wir stören ihre Kreise!« schrie Kiriakis. »Rasch, beeilt euch, sie sind sonst schneller!«

Ich hörte die Worte kaum. Das blauweiße Licht hüllte uns ein, stand wie eine Wand in der Höhle. Monster, halb Mensch, halb Tier. Riesige Schlangen, mörderische Echsen, Ghouls, Vampire, Werwölfe, sie alle vereinigten sich zu einem höllischen Reigen. Sie umtanzten uns, stießen – so paradox es klingt – lautlose Schreie aus und demonstrierten uns ihre Macht. Wahrhaftig, die Hölle hatte all ihre Pforten geöffnet. Und wir waren der Mittelpunkt, konnten nicht mehr entrinnen. Hände griffen nach mir. Lange, gekrümmte Finger wollten mich fassen. Ich wollte zurückweichen, um diesen gierigen Armen zu entgehen, doch da schlang sich ein tentakelartiges Geschöpf um meine Kehle und drückte eisenhart zu. Ich hob die Arme, wollte den Tentakel umklammern, doch meine Hand faßte durch ihn hindurch. Für mich

war er nicht existent. Ich aber für ihn. Diese Erkenntnis war grausam. Überschüttete mich mit Angst. Die Luft wurde mir knapp.

Dicht vor meinen Augen sah ich ein fratzenhaftes Gebilde auftauchen. Es glich einer riesigen Kugel. Darauf saß ein häßlicher behaarter Schädel. Das Monster hielt ein langes Messer in der Hand.

Alpträume wurden für mich wahr.

In einer letzten verzweifelten Aktion riß ich meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta aus der Halfter. Ich wußte nicht, ob es Zweck hatte zu schießen, ich wollte aber nicht tatenlos herumstehen.

Ich feuerte, drehte dabei den Arm. Die erste Kugel setzte ich in das Gesicht des Monsters. Es verzerrte sich. Das zweite Geschoß jagte ich einem anderen Geschöpf in den häßlich aufgerissenen Rachen, und dann verfeuerte ich alle anderen Kugeln mit rasender Geschwindigkeit.

Der Druck an meinem Hals lockerte sich, war einen Lidschlag später ganz verflogen.

Ich konnte wieder atmen. Frei und unbeschwert.

Hatten die Silberkugeln gewirkt? Die Schwäche trieb mich dem Boden entgegen. Neben mir tauchte plötzlich eine hünenhafte Gestalt auf. Suko!

Ich sah ihn wie durch einen blinden Spiegel. Er packte mich an den Schultern, schrie in mein linkes Ohr. »Hoch mit dir! Los!«

Suko warf mich einfach vor, auf einen Rauchvorhang zu und dann hinein in das Pentagramm. Auf Händen und Knien blieb ich hocken.

Suko streckte die rechte Hand aus. Ich ergriff sie und ließ mich von dem Chinesen auf die Beine ziehen.

Jetzt sah ich nur noch Kiriakis. Mit angewinkelten Beinen hockte er auf dem Boden. Er hatte die Arme vorgestreckt und die Finger gespreizt. Er saß genau in der Mitte des Sterns.

»Es wird schwer sein«, hörten wir seine Stimme. »Sehr schwer sogar. Die Mächte der Finsternis haben sich gesammelt, sie sind stark geworden und schon bei mir eingedrungen. Aber ich habe es vorausgesehen. Ich wußte es. Es mußte so kommen. Der Kampf ist nun nicht mehr zu vermeiden. Gut und Böse prallen aufeinander. Der Schwarze Tod ist mächtig, und auch Azarin ist stark. Ich allein trage die Schuld. Ich allein…«

Ich faßte nach seiner Schulter. »Warum du? Warum machst du dir Vorwürfe, mein Freund?«

»Ich hätte Azarin nicht gehen lassen sollen.« Überrascht blickten Suko und ich uns an. »Du kennst ihn?« fragte ich leise.

»Ja, sogar sehr gut.« Er nickte bei diesen Worten. Wir ließen ihm Zeit zu einer Erklärung. Ich ahnte, daß Kiriakis uns ein Geheimnis offenbaren wollte. Ich täuschte mich nicht.

Nach einer Minute des Schweigens rückte er damit heraus. Weit riß

er den Mund auf.
Und dann schrie er: »Azarin ist mein Sohn! Er ist mein leiblicher Sohn!«
Mich traf es wie ein Schock. Neben mir flüsterte Suko: »Mein Gott…«
»Er darf es nicht schaffen!« brüllte Kiriakis. »Er darf es nicht! Wir müssen es verhindern. Versprecht es mir! Wir müssen…« Plötzlich verstummte er.
Im selben Augenblick zuckte ein Lichtblitz in die Höhe, hüllte uns ein, der Boden versank, wir fielen und fielen… Der Schacht der Dimensionen hatte uns gefangen…

***

Jane kam auf die Füße. Ihr Fluchtversuch hatte die Handlungen der untoten Mädchen gestoppt. Sandra Moran stand drei Schritte von ihrem Ebenbild und wartete auf weitere Anordnungen.
»Geh weiter!« befahl Azarin. Er blieb jetzt neben Jane stehen, um sie immer im Auge haben zu können. Er wollte nicht noch einmal eine Unterbrechung des magischen Schauspiels riskieren. Gehorsam setzte sich Sandra in Bewegung, begleitet von den fiebernden Blicken der anderen beiden Wiedergängerinnen. In deren Augen war so etwas wie Leben gekommen. Sie wachten auf, jetzt, wo die Stunde der Entscheidung dicht bevorstand. Sandra erreichte ihr Ebenbild.
Totenstill war es in der Höhle geworden. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können. Würde die Symbiose gelingen? Würde sich die perfekt nachmodellierte Statue mit der untoten Sandra Moran vereinigen?
Sandra hob die Hände. Mit den Innenflächen modellierte sie den glatten Körper der Statue nach, presste sich dann eng an dieses kalte Gebilde, und ein tiefes Stöhnen drang aus ihrem weit geöffneten Mund.
Plötzlich begann das blaue Licht zu sprühen und zu zischen. Jane drehte den Kopf zur Seite, so sehr wurde sie geblendet. Neben sich hörte sie Azarin heftig atmen. Und seine rauhe flüsternde Stimme.
»Es gelingt. Ja, es gelingt. Ich habe es geschafft, ich ganz allein!« Stille. So rasch, wie es aufgeklungen war, hörte das Prasseln auch wieder auf.
Vorsichtig wandte Jane den Kopf. Ihr Blick konzentrierte sich auf die Statue. Jane hielt den Atem an. Sandra Moran war verschwunden!
Sie und die Statue waren zu einer Person geworden. Die magische Symbiose hatte geklappt!
»Erreicht! Es ist erreicht!« keuchte Azarin. »Jetzt kann uns niemand mehr aufhalten!« Er presste seine Hand um Janes Arm, so fest, daß die Detektivin vor Schmerz aufschrie.
»Karin!« rief Azarin. »Jetzt bist du an der Reihe!«

Karin von Rodeneck schritt auf ihr Ebenbild zu. Jane sah gar nicht hin. Sie beobachtete statt dessen Sandra Moran oder die Figur, die einmal Sandra gewesen war. Bei ihr war das blaue Licht verschwunden. Kalt und glatt, dabei gelblichweiß schimmernd stand die Figur in der Höhle. War sie tot? Lebte sie? Jane schaute genauer hin.

Nein, sie lebte. Sie sah es an den Augen, an den Pupillen, die seltsam blau leuchteten. Eine lebende Statue stand vor Jane Collins. Wieder wurde sie geblendet. Diesmal vollzog sich die magische Symbiose bei Karin von Rodeneck. Sekunden später war auch sie eins geworden mit ihrem steinernen Ebenbild.

»Franca Corelli!« rief Azarin.

Die schwarzhaarige Untote ging los. Sie lief schneller als die beiden ersten, als könne sie den Zeitpunkt gar nicht mehr erwarten.

Abermals geschah das Unfaßbare, das Unglaubliche. Jane fand keine Erklärung. Sie forschte auch erst gar nicht danach. Drei Untote waren eins geworden mit den Statuen. Mit den starren Körpern, die aus einer archaischen Zeit stammten und die ein Fluch zu dem gemacht hatte, was sie waren. Sechs bläulich schimmernde Augen starrten Jane Collins an. Die lebenden Figuren warteten auf sie, lauerten auf die endgültige Erlösung. Das Licht war schwächer geworden. Die Statuen strahlten nicht mehr. Doch an den Wänden schimmerte der blaue Schein. Tief atmete Jane ein. Sie wußte, was kam. Und hatte sich nicht getäuscht.

»Nun du«, sagte Azarin neben ihr. »Geh! Geh zu der vierten Figur und umarme sie. Ich will, daß auch diesmal die Symbiose gelingt.«

Jane Collins zögerte, doch Azarin hatte keine Geduld mehr. Er zerrte Jane vor.

»Geh, verdammt, oder muß ich dich hinschleifen?« Die Detektivin machte den ersten Schritt, dann den zweiten… Ihr Herz hämmerte zum Zerspringen. Hinter sich hörte sie Azarin heftig atmen, Was hatte er gesagt? Sie mußte erst sterben, um die Symbiose einzugehen. Aber noch lebte sie.

Jane bemerkte nicht, was hinter ihrem Rücken geschah. Sie sah nicht, daß Azarin unter seine Jacke griff und einen Gegenstand hervorholte, der an einen vorn zugespitzten Schraubenzieher erinnerte. Er hatte einen Holzgriff und einen langen Eisenstiel. Der Stahl schimmerte bläulich.

»Sterben!« flüsterte Azarin. »Sie muß sterben, erst dann kann es geschehen…«

Er fixierte Jane Collins' Rücken. Und dort die Stelle unterhalb des linken Schulterblattes. Jane ging wie in Trance. Immer deutlicher sah sie die Figur.

Da hörte sie hinter sich die Schritte. Und dann den gellenden Schrei.

»Stirb, Verfluchte…!«
Katzenhaft federte Jane Collins herum. Durch den Schrei hatte sich Azarin selbst verraten, aber er war sich seiner Sache zu sicher.
Der Arm mit der mörderischen Waffe raste herab. Die Spitze zielte schräg auf Janes Hals.
Gedankenschnell kreuzte die Detektivin die Hände, riß sie hoch und wehrte den heimtückischen Stoß ab. Der Unterarm des Mannes prallte gegen ihren kreuzförmigen Abwehrgriff.
Azarin wurde aus dem Konzept gebracht. Er sprang zurück. Janes Tritt fegte an seiner Brust vorbei ins Leere. Und dann erfolgte Azarins Angriff.
Nicht erkennbar im Ansatz und mit ungeheurer Wucht. Jane sah die Waffe auf sich zusausen, hatte eine zu lange Schrecksekunde und ließ sich dann einfach in die Knie fallen. Etwas riß ihr die Schulter auf. Ein siedender Schmerz raste durch ihren Körper, der Mann prallte gegen sie. Sie wurde zu Boden gedrückt, hörte einen Fluch, und dann geschah das Schreckliche.
Jane Collins sah es, als sie sich zur Seite wälzte. Die Waffe hatte ihre Schulter gestreift, doch es hatte noch so viel Wucht hinter dem Stoß gelegen, daß die Spitze in Karin von Rodenecks Statue hineingedrungen war. Wie durch Butter.
Das Material war nicht fest, sondern weich wie Körperhaut. Blut sprudelte plötzlich aus der Einstichstelle oberhalb der Hüfte. Die Figur begann zu wanken, ein röhrender Schrei drang aus ihrem Mund, und dann fiel Karin Rodeneck um. Genau auf Jane Collins zu.
Die Detektivin konnte nicht mehr ausweichen, die Zeit war zu knapp. Karin von Rodeneck begrub Jane Collins unter sich. Azarin lachte auf. Jetzt war seine Gegnerin gefangen. Ein Arm der Statue hatte Jane am Kopf getroffen. Die Haut war aufgeplatzt, und Blut rieselte aus der Wunde. Jane war für Sekunden weggetreten. Als sie wieder bei Bewußtsein war, fühlte sie harte Hände über ihren Körper tasten. Azarin riß sie unter der gefallenen Statue hinweg, aus deren Wunde immer noch das Blut quoll und bereits eine große Lache auf dem Boden gebildet hatte.
Azarin drückte die halb bewußtlose Jane auf den Rücken, presste ihre Handgelenke mit der Linken zusammen und hob dann den rechten Arm.
»Jetzt hilft dir nichts mehr!« schrie er…

***

Zeitreisen!
Nicht zum erstenmal hatte ich einen Zeitsprung gemacht. Ich kannte das Gefühl des Schwebens. Man meint, der Körper löst sich in all seine Atome auf.

Alles verschwamm…
Plötzlich war es vorbei.
Ich sah das Licht, die Helligkeit, die zuerst schmerzhaft meine Augen traf, an die ich mich erst noch gewöhnen mußte.
Ich riß mich zusammen, sah eine Höhle, mehrere Statuen und Figuren. Dann entdeckte ich Jane Collins!
Sie lag auf dem Boden. Über ihr kniete ein Mann.
Azarin!
Einen messerähnlichen Gegenstand hatte er zum Stoß erhoben.
Er würde im nächsten Atemzug zustechen und Jane die Waffe in den Leib rammen.
»Neiiinnn!« brüllte ich.
Azarins Kopf ruckte herum.
Sekundenlang war er sprachlos, hockte bewegungsunfähig da.
Ich schnellte hoch, hetzte auf ihn zu und riß im Laufen meine Pistole hervor.
»Du Hund!« schrie Azarin.
Hund… Hund…
Schaurig hallten die Stimmen von den Wänden wider, Dann stieß Azarin zu. Er war vom Wahnsinn befallen, wollte morden, um sein Ziel zu erreichen.
Ich schoß. Zwei-, dreimal… Klick, machte es. Und wieder klick… Vielleicht waren diese Bruchteile von Sekunden die schrecklichsten meines Lebens. Mit aller Brutalität wurde mir bewußt, daß ich mich verschossen hatte. Ich hatte einfach nicht daran gedacht, nachzuladen. Dann sah ich rot.
Ich verlor zum erstenmal in meinem Leben die Beherrschung. Die Höhle, die Umgebung, alles verschwamm vor meinen Augen. Ich sah nur noch das Gesicht dieses Mannes, der mir durch den feigen Mord das genommen hatte, was ich liebte. Jane Collins! Ich raste heran.
Selbst Azarin erschrak vor meinem Gesichtsausdruck. Für ihn mußte ich wie der Rachegott persönlich aussehen. Er riß in einer verzweifelten Aktion das Messer aus Janes Körper, wollte mich damit angreifen, doch da war ich über ihm. Aus vollem Lauf schmetterte ich ihm die Pistole gegen den Kopf. Seine Gesichtshaut platzte auf. Weit riß er die Augen auf. Blut strömte aus der Nase. Er fiel zurück, hob abwehrend die Arme. Mit einem zweiten Schlag fegte ich ihm die Deckung zur Seite.
»Mörder! Du dreckiger Mörder!« brüllte ich und gab keinen Pardon. Ich weiß nicht, welch ein Rausch über mich gekommen war, ich wollte plötzlich diesen Mann tot sehen.
»John!« Nur ganz schwach vernahm ich den Schrei. »Hör auf, John! Du darfst das nicht tun…« Ich kochte vor Wut.
Dann rissen mich harte Fäuste zurück, bogen meinen Oberkörper

nach hinten. Die Waffe wurde mir aus den Fingern gewunden.

»Laßt mich!« schrie ich. »Laßt mich los…« Eine Faust detonierte an meinem Kinn. Ich sah plötzlich Sterne vor meinen Augen aufplatzen, wurde zurückgeschleudert, weg von dem Mörder Azarin.

Vielleicht war es der Faustschlag, der mich zur Besinnung gebracht hatte. Plötzlich sah ich wieder klar. Suko stand neben mir und blickte auf mich herab. Er hatte noch die Hand zur Faust geballt. Mein chinesischer Partner hatte mich vor der größten Dummheit meines Lebens bewahrt. Ernst blickte er mich an.

»Entschuldige!« flüsterte ich. »Aber ich – ich…«

»Schon gut, John!«

Mein Blick wanderte zu Azarin. Er lag auf der Seite. Meine Schläge hatten ihn arg getroffen, aber er war nicht bewißtlos, stemmte sich sogar hoch.

Aus dem Hintergrund der Höhle näherte sich Kiriakis. Langsam und mit gemessenen Schritten.

Und dann sah ich Jane. Auf allen vieren kroch ich zu ihr. Das Messer hatte sie in die Brust getroffen. Dort, wo die Einstichstelle war, befand sich ein kleiner Blutfleck, nicht größer als die Kuppe eines Fingers.

Ich traute mich nicht, nach ihrem Herzschlag zu füllen, doch ich sah an ihrem Hals eine Ader zucken. Jane lebte.

Im ersten Augenblick fiel mir ein Stein vom Herzen. Aber wie lange würde sie noch leben? Diese mörderische Waffe war tief in ihren Körper eingedrungen. Ich wußte nicht, welche Organe verletzt waren. Es war grausam.

Ich hob den Blick und sah vier Puppen. Eine war umgestürzt und lag inmitten einer Blutlache auf dem felsigen Boden. Stammte das Blut von ihr?

Suko gab mir meine Pistole zurück. Automatisch lud ich sie nach. Ein Ersatzmagazin trug ich immer bei mir. Dann begann Kiriakis zu sprechen. Jeder hörte ihm zu, lauschte seinen Worten, denn er lüftete einen großen Teil des Geheimnisses, das über dieser Höhle lag.

»Dies sollte die Geburtsstätte des Kontinents Atlantis werden«, berichtete er. »Die vier Statuen waren die vier Dienerinnen des Schwarzen Tods. Sie haben ihm damals die Treue gehalten, doch wir konnten sie durch einen Fluch bannen. Leider wirkte der Fluch nicht ewig. Die vier Untoten sollten ihn wieder aufheben, doch nur drei sind gekommen. Jane Collins sollte die Funktion der vierten übernehmen, deshalb sollte sie sterben, damit die Mächte der Finsternis dieses Opfer annahmen und reagieren konnten. So war es doch mein, Sohn – oder?«

Azarin hob den Kopf. »Ja, Vater!« keuchte er. »Du hast recht. Ich habe viel von dir gelernt.«

»Leider hast du es nicht zu deinem Vorteil verwendet!«

Jetzt lachte Azarin auf. »O doch, Vater. Ich habe mich mit dem Schwarzen Tod verbündet, denn er ist mächtiger als ihr zusammen. Dieses Mädchen dort ist tot. Sie wird den Kreis schließen.«

»Nein!« schrie ich. »Sie ist nicht tot. Wir werden sie retten!«

Azarin zuckte zusammen, blickte mich an. Dann stand er langsam auf. »Ihr werdet diese Höhle nicht lebend verlassen!« flüsterte er, und seine Worte klangen wie ein Schwur. »Der Schwarze Tod sieht alles. Er besitzt das Dämonenauge, das ihm die Möglichkeit gibt, in das Schicksal der Menschheit einzugreifen und alles zu beobachten. Ihr könnt mich töten, doch damit habt ihr nichts erreicht. Es wird alles von vorn beginnen. Seht euch die Statuen an. Sie leben. Schaut in die Augen. Durch sie kann der Schwarze Tod euch erkennen. Er wird es nicht hinnehmen, daß ihr den Fluch von Atlantis unwirksam macht. Er…« Azarin verstummte.

Im nächsten Augenblick sahen wir den Grund. Die Puppen setzten sich in Bewegung. Zwei waren es, die auf uns zukamen.

Sandra Moran und Franca Corelli! Sie gingen steif und ungelenk. Doch zielsicher. Ich wich zurück, sah, daß Suko eine Angriffsposition einnahm, doch ich gab ihm einen Wink, so daß er sich zurückhielt. Denn ich sah etwas anderes!

Die Puppen wollten nicht uns töten, sondern – Azarin! Ich wußte auch den Grund. Azarin hatte versagt. Sein Plan war fehlgeschlagen. Er hatte den Fluch von Atlantis nicht tilgen können. Und der Schwarze Tod duldete keine Versager unter seinen Vasallen. Er räumte auf. Eiskalt, ohne Pardon!

Ich war mir sicher, daß die beiden Puppen nur durch seine unheimlichen Kräfte gesteuert wurden und jetzt ihren ehemaligen Herrn und Meister angingen.

Suko versuchte es noch einmal, doch ich hielt ihn zurück. Diese beiden Monster wollte ich erledigen.

Kühl lag die Beretta in meiner Hand. Sie war geladen. Sechs geweihte Silberkugeln steckten im Magazin. Fast hatte die kleinere Puppe Azarin erreicht. Sie drängte ihn zurück, bis er mit dem Rücken gegen die Felswand stieß. Sie brauchte nur noch ihren Arm auszustrecken… Ich drückte ab.

Donnernd brach sich das Echo des Schusses in der weiten Felsenhöhle. Das geweihte Silbergeschoß zerschmetterte den Schädel der Statue. Der Kopf platzte förmlich auseinander. Teile flogen nach allen Seiten. Dann fiel die Puppe um.

Plötzlich begann Azarin zu schreien. Erst jetzt wurde ihm wohl bewußt, daß der Schwarze Tod ihn fallen ließ. Das Böse in ihm kam voll zum Durchbruch. Mit einem Fluch auf den Lippen sprang er zur Seite, hetzte auf seine schreckliche Waffe zu und hob sie auf.

»Azarin! Nicht!« brüllte ich.

Suko jagte auf ihn zu. Zu spät!

Er hielt die Waffe schon umklammert. Und dann jagte er sich den Stahl durch die Kehle.

Es war ein grauenhafter Anblick, der uns den Blutfluß in den Adern stocken ließ. Azarin sackte zusammen, er fiel aufs Gesicht und rührte sich nicht mehr.

***

Wir fanden den Ausgang. Durch die Zerstörung der Schwarzen Magie war wieder alles so wie vorher. Ich trug Jane zum Schiff. Kiriakis trug seinen Sohn auf den Armen. Es tat gut, die frische Seeluft zu spüren, den Wind, der uns seinen salzigen Atem in die Gesichter blies. Hinter uns lagen schreckliche Ereignisse. Doch vor uns lag eine Hölle. Ein Begriff war gefallen. Das Dämonenauge.

Für uns galt es nun, dieses Auge zu finden, um dem Schwarzen Tod eine seiner stärksten Waffen zu nehmen. Wir stiegen auf das Boot. Suko steuerte es. Mit schäumender Bugwelle schoß es davon. Hinter uns blieb die Insel zurück. Ich saß mit unbewegtem Gesicht auf der Bank am Heck. Über meinen Knien lag die leblose Jane Collins. Ihr Herzschlag wurde schwächer, war kaum noch zu spüren. Wenn wir nicht bald einen Arzt fanden, dann starb mir Jane Collins unter den Händen weg. Suko gab sein Bestes. Mit einer Geschwindigkeit, die gerade noch zu verantworten war, jagte er das Boot dem Festland entgegen. Würde die Zeit reichen, um Jane Collins zu retten? Meine Hoffnung sank. Ich strich über ihr Gesicht, wischte eine Haarsträhne aus ihrer Stirn. Fühlte sich die Haut nicht schon kälter an? Griff der Tod bereits mit seinen knochigen Händen nach ihr?

Ich konnte nicht vermeiden, daß es in meinen Augen feucht schimmerte. Und in einer impulsiven Geste faltete ich die Hände. Es war das einzige, was ich noch für Jane Collins tun konnte…

ENDE des ersten Teils